



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 50.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Don Pedros Brautsahrt.

Erzählung

von

Max Lay.

(Fortsetzung)

Wismutig schielte del Patio nach der glitzernden Glasschale. Sie bildete den besten Beweis, daß man ihn im Hause, das heißt, daß Lucinde ihn nicht vergessen. Dennoch rührte er das Geschenk nicht an, er verschmähte die Gabe, die Mitleid ihm bot. Nach solchem Gefühl verlangte ihn nicht. Ja, wenn... Er sprang auf und maß die Kammer von vorn nach hinten mit langen, ungeduldrigen Schritten wie das gefangene Raubtier. Hundertmal fielen seine Blicke auf die freundliche Spende und hundertmal wandte er sich trotzig ab. Dann blieb er wieder am Fenster stehen und nahm einige volle Züge der frischen, freien Luft. Ja, wenn er draußen wäre, jenseits der verdamnten Gitterstäbe. Ein stiller Sehnsuchtsseufzer entrang sich seiner Brust und seinen Schnurrbart kauend, philosophierte er über das wandelbare Schicksal des Menschen, zumal wenn er Reiteroffizier in der kaiserlich mexikanischen Armee ist.

Ein leises Geräusch unter dem Fenster erregte seine Aufmerksamkeit. Er redete sich empor, um hinunterzusehen, und bemerkte die Rückseite einer braunen Gestalt, die sich vorsichtig und gewandt an der Mauer in die Höhe schob. Ein starkes Schlingengewächs, das seine knotigen Arme an den Vorsprüngen der Steine festklammerte, unterstützte die Turnerkünste. Endlich hob sich der Kopf so weit, daß del Patio den Indianerknaben erkannte. Die sehnigen Beine um den Stamm der Schlingpflanze geklammert, hielt er sich mit einer Hand am Gitter, mit der andern schob er ein winziges Paket durch die Stäbe. Der Gefangene griff darnach.

„Große Medizin,“ sagte der junge Wilde mit halblauter Stimme und schrecklich wichtiger Miene. Dann glitt er wieder hinunter und verschwand blitzschnell im Dickicht.

Del Patio öffnete das Paket. Ein Bleistift und Papier kam zum Vorschein. Er faltete es auseinander und las:

„Meine Warnung von gestern Abend hat sich erfüllt. Man hat Schlimmes gegen Sie vor. Mein

Bruder kann Sie nicht schützen, er ist mit seiner Abteilung zur Untersuchung des Weges nach Saltillo kommandiert. Heute nacht wird der Bote wiederkommen und Sie befreien. Bleiben Sie durch den Park. Die heilige Jungfrau wird Sie beschützen.“

Der Gefangene lachte bitter.

„So nicht, meine liebe Sennorita,“ murmelte er, „kostbar ist die Freiheit, aber als Almosen des Bedauerns

und um meine Gefälligkeit weit zu machen, mag ich sie nicht.“

Zum Glück hatte sie in Erwartung einer Antwort zu dem Paket noch ein Blatt Papier gefügt. Mit kräftigen, durch die zornige Erregung noch vergrößerten Zügen warf er rasch einige Zeilen auf das Blatt:

„Ich ziehe es vor, hier mein Schicksal zu erwarten. Nach gestern Abend hat das Leben zu wenig Wert für mich, als daß sich jeinnetwegen eine so gute Republikanerin durch Hilfeleistung zur Flucht kompromittieren sollte. Sorgen Sie nicht für jemand, der mit seinem Schicksal allein fertig wird.“

Del Patio.“

Ein energischer Säbelschnörkel unterstrich den Namen und gab der Epistel einen höchst wirksamen Abschluß. Unter dem heftigen Druck zerbrach die Spitze des Stiftes. Er faltete das Papier eng zusammen und hielt es durchs Gitter. Da streckte der wachsame Bote den Kopf aus dem Dickicht und winkte, zum Zeichen, daß alles sicher. Das Knäulchen flog hinunter und der Indianer verschwand damit unter der Mauer.

Jetzt, freilich etwas spät, fiel del Patio ein, daß er eigentlich recht dumm gehandelt habe. — Und dann der Ton des Briefes — er schämte sich vor sich selber. So behandelt man keine Dame, die die kleine Hand zur Rettung entgegenhält, und am allerwenigsten eine Lucinde, die er liebte bis zum Wahnsinn. — Er hätte sich ehrfurchen mögen; wie täppisch und grob unbeholfen hatte er sich der stolzen Dame gegenüber benommen, wie sollte er sein Betragen bei Lorenzo verantworten, der sich ihm gegenüber nur als echten Edelmann hilfreich und freundlich gezeigt — es war rein zum Verzweifeln — und zu dieser angenehmen Beschäftigung hatte er jetzt vollauf Muße. Stunde auf Stunde verrann. Er blieb allein mit seinem liebenswürdigen Ich, wie er sich selbst gestand, einer ausnehmend schlechten Gesellschaft.

Die sinkende Sonne übergoß die Bergspitzen über den Baumwipfeln da draußen mit glänzendem Gold und durchzitterte die dichtbelaubten Kronen mit tausend bunten Reflexen. Er war so tief in seine Grübeleien versunken, daß er den wiederkehrenden Boten nicht eher bemerkte, als bis der dunkle Kopf sich am Gitter wie ein Schattenbild abzeichnete. Er sprang auf und nahm einen neuen Zettel in Empfang. Lucinde schrieb:

„Wollen Sie mir den Tod geben mit ihrem wahnwitzigen Gebaren? — Sie unterschätzen



Frühmorgens ging ich durch das Feld,
Des Vöglein wollt' ich lauschen,
Von reinen blauen Himmelszügen
Kam sanftes Windesrauschen.

Aud wie ich so durch's duff'ge Thal
Einsam den Weg genommen,
Da ist dem Bild, ein lichter Strahl,
Mir in den Sinn gekommen.

Kornblumen blühen im Sonnenhauch
Und kleine Vöglein scherzen,
Kennst du die weiße Blume auch?
„Ach lieb' ich von Herzen, mit
Sämerzen!“

K. Kav. Seidl.

Juli. Zeichnung von H. Giacomelli.

die Gefahr. Wenn Sie untergehen, muß ich mich als Ihre Mörderin anklagen. Alles drängt mich, Ihnen, trotz Ihrer Weigerung, von neuem die Hand zur Flucht zu bieten. Der Bote wird in der Nacht zu Ihnen kommen und Sie zu mir führen; vielleicht glauben Sie meinen Worten mehr. Weisen Sie mich jetzt wieder zurück, dann mögen Ihnen die Heiligen Ihre Grausamkeit verzeihen.“

Dem Leser stieg eine heiße Blutwelle ins Gesicht. So konnte nur die Liebe schreiben, die so unglücklich ist, mißverstanden zu werden. Schnell griff er zum Bleistift und bearbeitete ihn mit den Zähnen, bis er ihn wieder so weit brauchbar gemacht, daß er „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen“ friggeln konnte. Dann flog der Zettel hinaus und der Bote verschwand damit in der rasch zunehmenden Dunkelheit.

Die Zaubertöne auf dem Zettel, den er wieder und immer wieder an die Lippen drückte, hatten ihn umgewandelt. Ungebulbig redete und dehnte er die kräftigen Glieder, um sie vorzubereiten auf den Weg in die Freiheit — zu ihr. Oft lachte er laut auf, daß man es draußen hörte und der Wächtposten meinte, der Gefangene sei aus Todesangst wahnsinnig geworden. Er warf sich aufs Lager, sprang auf und ans Fenster, wo er meinte, ein Geräusch vernommen zu haben. Es war nichts. Statt dessen klapperten Schlüssel an der Thür, sie wurde aufgeschlossen. Bewaffnete traten herein, einer trug eine Laterne, mit der er ihn ins Gesicht leuchtete. Was sollte das bedeuten? Wollte man ihn in ein anderes Loch oder gar vor's Kriegsgericht bringen, wie Escobedo verurteilt? Dann war alles vorbei, Flucht, Glück, Liebe, alles dahin! Mit stockendem Herzen starrte er auf die Soldaten; die durchsuchten aber nur die Zelle, prüften das Fenstergitter und beleuchteten den Gefangenen, um sich zu überzeugen, daß er im Wahnsinn noch keinen Schaden angerichtet.

„Hat der Senner noch einen Wunsch?“ fragte ihn einer der Leute mit prüfendem Blick.

„Eine Decke für die Nacht wäre mir sehr angenehm!“ Der Verrückte sprach vernünftiger, als man erwarten sollte, nach seinem vorherigen Rasen.

„Sonst nichts?“ — Eine Decke ist schon da —

„Doch, etwas Tabak zu einer Zigarrette, Kamerad.“ Rasch griff der Soldat in die Tasche und brachte eine Handvoll feingehackten Tabak und einige Maisblätter hervor, die er dem Armen überreichte, der schon den ganzen Tag nach diesem köstlichen Kraut geschmachtet.

„Herzlichen Dank, ich wollte, ich könnte Sie belohnen, aber Ihre lieben Kameraden haben mir heute früh das letzte Geldstück aus der Tasche gefingert!“

Unterdessen war die Zigarrette fertig. An dem Licht der Laterne wurde sie in Brand gesetzt. Der Soldat klappte die Laterne zu, brummte „Gute Nacht“ und zog mit seiner Begleitung ab.

Mit übermütigem Lächeln blies der Gefangene eine Rauchwolke gegen die Thür, die er sorgfältig verschließen hörte. Von dem Korridor kam ein Geräusch, wie wenn zwei Menschen mit lobenswerter Regelmäßigkeit den Steinboden auf und ab marschierten. Sonst tönte kein Laut, nur ein leises Geflüster in den alten Ecken des Parks.

Der Gefangene stand wieder auf seinem Posten am Fenster und blickte hinaus in den sternfunktenden Nachthimmel. Mit vollen Zügen zog er die kräftigende, frische Nachtluft ein. Fast hörbar schlug sein Herz der nahenden Freiheit entgegen. Durch lange Übung geschärft, durchsuchten seine Augen die dunkle Tiefe, aus der der Retter hervorkommen mußte.

Endlich wurde sein Warten belohnt. Leise und vorsichtig wurde ein langer Gegenstand an der Mauer emporgehoben — eine Leiter. Eine Gestalt kletterte behende empor.

„Weißer Häuptling, Ohren auf, Krieger im Haus!“ flüsterte eine leise Stimme, und gehorham schlich sich del Patio zur Thür, um zu lauschen. Draußen klang noch immer der Schritt der Wachen, aber langsam, bedächtig schlurfend. Den Leuten war die Müdigkeit schon in die Beine gefahren.

Von der Thür aus sah del Patio, mit angehaltenem Atem nach dem Korridor laufend, den Kopf und die arbeitenden Hände des Indianers vor dem Gitterwerk hin und her fahren. Mit scharfem Messer bearbeitete er eifrig und unhörbar die Cedernholztravillen.

Ein leises Zischen wie das einer Schlange rief den Gefangenen ans Fenster, er nahm die herausgeschnittenen Stäbe in Empfang und legte sie auf den Fußboden. Nun schob er seinen Kopf durch die entstandene Oeffnung, aber die Schultern blieben stecken, trotz Nachdrückens.

„Weißer Häuptling zu dir!“ flüsterte der Knabe mißmutig und schob den Kopf wieder in die Gefangenschaft zu dem andern Teile del Patios zurück. Dieser murmelte so etwas wie Carrajo, und zog sich wieder zur Thür zurück. Wieder verschwanden zwei Stäbe, die Oeffnung wuchs und del Patio versuchte nun den Ausgang.

„Gott sei Dank, so geht's!“ sagte er und schob sich mit dem Kopfe voran ins Freie. Er hatte aber seine oft bewährte Gewandtheit dringend nötig, um mit dem Kopfe nach unten auf die Leiter hinaus und diese abwärts bis auf den Boden zu kommen. Doch es ging ohne Unfall und erhebliches Geräusch. Er half dem Knaben die Leiter entfernen, und ins Dämmerlicht traten, doch bebte er am ganzen Leibe und taumelte fast im heraufstrebenden Gefühle der wiedergewonnenen Freiheit. Der Indianer nahm ihn am

Arm und führte ihn mit der größten Sicherheit, als kenne er jeden Busch persönlich, durch das wuchernde Unterholz. So ging es bis zu einer kleinen Lichtung, in deren Mitte sich ein kleiner Pavillon oder Tempel erhob. In der herrschenden Dunkelheit sah man nur einen Portikus mit einigen weißen Säulen gespenstisch schimmern.

„Weiße Blume dort!“ sagte leise der Wilde und wies nach dem zierlichen Bau. Er blieb unter den Bäumen zurück und ließ del Patio allein weiter gehen. Dieser erkannte trotz der schlechten Beleuchtung eine Frauengestalt, die sich bei seiner Annäherung von einer Säule löste.

Kein laß er zu ihren Füßen und stammelte Worte, wie sein heißes Herz sie hervordrängte. Mit der kleinen weichen Hand, die er nicht von den Lippen ließ, zog sie ihn empor und drängte zur Flucht.

Aber er hatte die ihn bedrohenden Gefahren längst wieder vergessen.

„Was gilt mir die Wut der dummen Kerle gegen das beglückende Gefühl, in Ihrer Nähe zu weilen — zu hören, daß Sie dem blinden Unverstand verzeihen und vielleicht — vielleicht den Wilden ein wenig lieb haben!“

„Don Pedro —“ drängte sie mit bebender Stimme, „wenn Sie mich wirklich lieben, so fliehen Sie jetzt; ich vergehe vor Todesangst, jeder Augenblick kann die Verfolger auf Ihre Spur leiten, und dann —“

„O Lucinde, herriges Mädchen, nun weiß ich genug. Du liebst mich, nun kann ich auch gehen, aber erst —“

Er vollendete nicht. Seinen Arm um die schlanke Taille legend, preßte er sie an sich und bedeckte den Mund, die Augen mit glühenden Küßen.

Nur schwach wehrte sie sich, was hätte es auch genügt, um Hilfe rufen konnte sie selbstverständlich nicht. So ließ sie es geschehen und hörte mit still beglücktem Lächeln alle seine Schwüre, alle Pläne für die Zukunft. Er schien gar kein Ende damit zu finden. Endlich machte sie sich aus seinen Armen los.

„Nun bitte ich Dich aber, Pedro, geh, sonst kommt namenloses Unglück statt der gehofften Seligkeit über uns. Wenn der Friede ins Land kehrt, sehen wir uns wieder.“

„Und wenn wir uns wiedersehen, führe ich Dich fort als mein Weib, mein heißgeliebtes Weib, ist's nicht so?“

Sie stammelte ein leises „Ja“ — er hätte es auch verstanden, wenn sie es nur gedacht hätte.

„Gut, ich halte Dich beim Wort, meine süße Braut —“

Da stand der Indianerknabe bei ihnen.

„Weißer Häuptling muß fort — Mond kommt!“ sagte der Knabe und zeigte auf einen leichten Streifen am Himmel, der über den Bergspitzen heraufzog.

„Der Racker könnte heut auch noch warten!“ murmelte del Patio unwirsch.

„Nun, dann auf baldiges Wiedersehen!“

Ein Kuß und ein zärtlicher Händedruck, Lucinde war allein und begab sich langsam durch eine Hintertür in ihre Gemächer. Die Hände auf das stürmisch klopfende Herz gedrückt, sank sie vor dem Bilde der Gottesmutter auf die Kniee. Es war ein Dankgebet für die geschenkte Liebe und zugleich eine Bitte für die Rettung des geliebten Flüchtling.

Und Schutz konnte er brauchen, als er jetzt mit seinem jungen Begleiter durch das Gewölbe kroch, in dem das Bett eines Bades durch die Park- und zugleich Stadtmauer hinaus ins freie Land führte.

Der Knabe war mit all den schätzswerten Eigenschaften scharfer Sinne und erfunderischer Pfliffigkeit wohl ausgestattet, die das Erbteil seines Stammes bilden. Er wies den Flüchtling an, sich dicht hinter ihm zu halten und alle seine Bewegungen genau nachzuahmen. Del Patio nickte zustimmend und kroch unverdrossen auf allen Vieren durch den schlammigen Bach, das Plätschern nach Möglichkeit vermeidend. So gelangten sie bis an die Landstraße oder, wie sie sich stolz nannte, „camino real“.

Daß sie gut bewacht war, zeigten ihnen die in gewissen Entfernungen aufgestellten Beiden, die nur halb versteckt hinter Bäumen lauerten. — Der Bach machte hier eine Biegung und zog sich wieder der Stadtmauer zu. Diesen nassen Weg unter dem Schutze der hohen Ufer weiter zu verfolgen, war nicht rätlich. Sie mußten bald von den Wachen auf den Mauern gesehen werden. Hingegen winkte von der andern Seite der Straße gütiges Terrain, ansteigendes Land, Berberge der Sierra, eine Wildnis von Felsblöcken und niedrigerem Buschwerk, in der man ungeschrien weiterkriechen konnte.

Aber wie über die glatte Straße gelangen? Der Knabe hielt und erhob sich so weit, daß seine glänzenden Augen die Straße bestrichen. Er berührte leicht del Patios Schulter und winkte ihm, sich ruhig zu verhalten. Auf der Seite des Bades nach der Stadt zu stand Gebüsch, dahinein kroch er und kehrte bald mit einem Zweige, fast so groß wie er selber, wieder zurück. Den Zweig schob er ohne das geringste Geräusch quer auf die Straße. Kaum lag das Blattwerk etwa drei Schritte vom Ufer entfernt, da hallte Geräusch von herannahenden Tritten durch die schweigende Nacht. Eine der Schildwachen kam von ihrem etwa dreißig Schritt entfernten Standort auf sie zu. Del

Patio fühlte sein Herz schlagen, daß er meinte, es müsse ihm zum Halse herauspringen. Unruhig blickte er auf seinen Führer, dessen Thun ihm noch nicht verständlich schien. Der aber nahm seinen Hundemarsch ruhig wieder auf, als sei nichts Besonderes geschehen, del Patio mechanisch hinter ihm drein. Plötzlich hielt der Indianer und redete den Kopf so weit über den Grabenrand, daß er die Straße überschauen konnte. Del Patio that desgleichen. Wäre die

Situation nicht so verteuert ernst gewesen, er hätte lachen müssen über die spaghafte Scene, die sich nun auf der Straße entwickelte. Der Mond steckte schon ein Stückchen seiner selbst wie den Gipfel eines Kahlkopfes über den Bergkamm und beleuchtete heller und heller die Gestalt des Postens, der mit vieler Vorsicht näher schlich. Dann blieb er stehen und machte mit seiner Schußwaffe eine Bewegung, als wolle er auf den dunklen Gegenstand vor ihm Feuer geben. Es war dies aber nur ein schlaues Manöver, um den vermeintlichen Feind zu einer Bewegung zu veranlassen. Natürlich lag der Strauch mäusehinstill. Wieder schlich er näher und warf sich auf die Kniee nieder. Mit vorgehaltener schußbereiter Waffe spähte er dicht über den Boden entlang, die Natur des geheimnisvollen Etwas zu erfunden. Endlich stand er auf und schritt herzhast darauf zu. Sein Karabiner raschelte im Laubwerk und bewies ihm die Ungeschicklichkeit seines Feindes. Daß er sich so hatte narren lassen, versetzte ihn in Wut. Ein kräftiger Fußtritt schleuderte den Ast einige Schritte weit fort. Ein lauter Fluch kam als Segensspruch hinterher. Er dreht sich um und geht sorglos mit langsamen Schritten auf seinen früheren Standort zu. Diesen Augenblick hatte der Indianer abgewartet. Wie eine Wildklage glitt er über die Straße, del Patio folgte ihm unverdrossen, wenn er auch jeden Augenblick darauf gefaßt war, von irgend einer Seite her eine Kugel zwischen die Rippen geschickt zu bekommen; doch geschah nichts dergleichen. Als der Guerilla seinen Standort im Schatten einer mächtigen Eiche erreicht, lagen die beiden hinter schützenden Felsblöcken. „Wie nun weiter?“ dachte Don Pedro und sah nach seinem Führer; der ließ mit triumphirendem Lächeln sein weißes Gesicht leuchten und machte in der Zeichensprache der Indianer eine Geberde, die del Patio dahin übersehte, daß die Schildwache keineswegs das Pulver erfunden habe. Jetzt sah der volle Mond aus seiner lustigen Höhe und beleuchtete die Straße so hell, daß man deutlich den genarrten Vorposten unter dem Baum erkannte. Die von ihnen zu ersteigende Bergwand lag aber noch immer in tiefem Schatten, und so geborgen vor den im Lichte stehenden Wachen stiegen sie zwischen Gestrüpp und Steinen hurtig weiter, einer Schlucht zu, die in tiefer Dunkelheit in das Innere des Gebirgszugs einschchnitt.

(Fortsetzung folgt.)

Kornelia, die Mutter der Gracchen.

(Bild S. 502.)

Bekanntlich war die Stellung der Frau im alten Rom eine sehr gedrückte und unwürdige. Im ältesten Rom war der Mann, der „Vater der Familie“, nicht bloß der Herr des Hauses im gewöhnlichen Sinn, sondern er war der unumschränkte Gebieter, der seine Kinder und seine Frau, denn diese stand rechtlich den Kindern völlig gleich, unter Umständen in die Sklaverei verkaufen, ja töten konnte, ohne dafür gestraft zu werden. Allmählich, als die Römer mit anderen Völkern in nähere Berührung kamen, milderten sich die Anschauungen und Sitten, und das Weib konnte eher eine Genossin des Mannes genannt werden. Aber auch jetzt noch blieb ihre Thätigkeit auf die häuslichen Geschäfte beschränkt und die Erziehung der Söhne lag vorwiegend in den Händen der Männer. Diese Abgeschlossenheit macht es erklärlich, warum wir in den römischen Schriftstellern die Frau so selten erwähnt finden.

Von den wenigen Frauengestalten, deren Gedächtnis uns überliefert worden, ist wohl die anziehendste und edelste die Gestalt der Kornelia, der Mutter der Gracchen. Dem stolzen Geschlecht der Kornelien entstammend, Tochter des älteren Scipio Africanus, des Bezwinners von Karthago, des Siegers über Hannibal, vereinigete sie in sich die Nationaltugenden ihres Volkes, Sittenreinheit, Thatkraft, Gerechtigkeitsgefühl und Vaterlandsliebe mit griechischer Schönheit, griechischer Geistes- und Herzensbildung. Selbst Cicero rühmt ihre Briefe wegen der Schönheit der Sprache. Nur wenige Jahre hatte Kornelia mit dem Volkstribun und Consul Tiberius Sempronius Gracchus in glücklicher Ehe gelebt. Als später der König Ptolemäus von Aegypten der Wittgewissenen seine Hand anbot, schlug sie dieselbe aus; sie strebte nach einer andern Krone. Ihre Söhne zu guten, edlen Menschen zu erziehen, ihre trefflichen Gemüths- und Geistesanlagen zum Heile des Vaterlandes auszubilden, sie auf die Bahn des Ruhmes zu weisen, war das Ideal ihres Wünschens und Strebens. „Man nennt mich Tochter Scipios“, soll sie oftmals zu ihren Söhnen gesagt haben, „wann wird man mich Mutter der Gracchen nennen?“ Und bekannt ist das Wort von ihr, das sie einer mit ihrem Schmutz prahlenden Römerin erwiderte auf die Frage derselben, wo sie ihre Kleinodien habe. Auf ihre Kinder zeigend, sagte sie: „Diese sind mein Schmutz.“ Ein tragisches Geschick sollte sie ereilen. Wohl wuchsen ihre Söhne zu herrlichen Männern heran, aber wie ihre Mutter waren sie zu gut für ihre Zeit. Der Stern Roms war im Niedergang begriffen. Auf der einen Seite herrschte verschwenderische Leppigkeit, auf der andern bittere Not, Begehrlichkeit und Rohheit aber wucherten hier und dort empor. So mußte die hohe Lebensaufgabe, die sich die beiden Brüder gestellt hatten, durch agrarische Reformen die Lage der unteren Klassen zu bessern, an der Schlechtigkeit der Gegner und der Haltlosigkeit der Anhänger scheitern, und Kornelia erlebte, daß ihre Söhne, zuerst Sempronius im Jahr 133, dann Gaius im Jahr 121 vor Christo, ihr edles Streben mit dem Tode zahlen mußten. Lange noch lebte die Mutter der Gracchen, treue Erinnerung ihrem großen Vater und ihren Söhnen widmend, ungebogen und ihren Schmerz vor der Welt verbergend. Konnte sie einen Trost darin finden, daß später beiden Gracchen vom Volke Statuen errichtet und auf den Stellen, wo sie ermordet worden waren, Kapellen erbaut wurden?

Der Maler unseres Bildes, Gustave Boulanger, ein sehr fruchtbarer französischer Genremaler, wählt keine Stoffe mit Vorliebe aus dem Gebiet des antiken häuslichen Lebens, das er höchst anziehend darzustellen weiß. Außerdem hat er sich durch mehrere, orientalisches Leben behandelnde Werke einen Namen gemacht.

Friedrich der Große in Potsdam.

(Bild S. 590.)

Am 17. August 1886 sind es hundert Jahre, daß Friedrich der Große aus der Welt schied. Für ganz Deutschland, besonders aber für Preußen ist dieser Tag eine Erinnerungsfeier erhebender Art. Friedrich II. machte das Königreich Preußen zu einer Großmacht, angesehen und Achtung gebietend in der ganzen Welt, und deshalb dürfen wir wohl von der Zinne des deutschen Reiches auf jene Zeit und den genialen Feldherrn und Regenten zurückzusehen, der die Grundmauern besetzte, auf denen sich der gewaltige Bau des neuen Reiches erhebt. Als Erinnerungsblatt wollen wir heute unseren Lesern Friedrich II., in Potsdam Parade abhaltend, nach dem berühmten Gemälde von W. Camphausen hier vorführen und das Bild mit einigen Worten über Wesen und Leben des alten Monarchen, wie wir ihn hier sehen, umrahmen.

Der Sieger des siebenjährigen Krieges ruhte im Alter auf seinen Vorbeeren. Noch einmal freilich, im Jahre 1778, hatte er seine bewunderte Armee marschieren lassen, nach Böhmen auf die wohlbelannten Schlachtfelder, gegen Kaiser Joseph II., Maria Theresias ehrgeizigen Sohn. Aber es war damals die Kriegsfahrt schnell und ohne Kampf wieder beschworen worden und so lebte in Wahrheit der alte, mürrische Reg. von Preußen seit langen Jahren schon in Frieden. Gichtkrank und geplagt von rheumatischen Schmerzen, beobachtete er dennoch in den Geschäften dieselbe Pünktlichkeit, in der Ausübung seiner Pflichten dieselbe, oft eigensinnige und despotische Beharrlichkeit, wie in den Zeiten seiner kriegstollen und gesunden Jugend; ja fast dieselbe Roßheit in den Bewegungen zeichnete noch den nunmehr fast siebenjährigen Greis aus. Wie Vespasian im Stehen sterben zu wollen, äußerte er oft als seinen Willensvoratz, wie er auch überzeugt war, als ein echter König gelebt und für seinen Staat gehandelt zu haben. Wohl schlief er einige Stunden länger als die fünf, welche er in der Manneskraft für ausreichend erklärt hatte, um nach des Tages Arbeit wieder geträgt zu sein; aber trotzdem veräumte er nicht die frühe Morgenstunde und die Arbeiten, welche ein für allemal dafür bestimmt waren. Galt's gar eine militärische Pünktlichkeit, eine Musterung, ein Mandat, so wurde sicherlich behufs seiner Bequemlichkeit nichts in der Abhaltung desselben abgeändert, und weder Regen noch Sturm hielten den alten Herrn ab, zu Pferde zu steigen und stolz wie ein König darauf seiner Suite voranzureiten. Allerdings, dieser geistreiche Monarch, welcher in der Kriegsgewandtheit des Alters seinen Genuß nur noch bei den Wägen fand, denen er treu geblieben war — obwohl die geliebte Blüte längst nicht mehr mit den geistigen Fingern gespielt werden konnte — er war menschenverachtender Philosoph so sehr, daß er auf sein Neuberger durchaus keine seinem Königsstolz entsprechende Sorgfalt legte. Die Vernachlässigung gegen sich selbst ging in dieser Hinsicht bis zum Äußersten. Seine Kleidung war immer die einfache Uniform eines Garderegiments, doch meist abgetragen; die schlaffen Stiefeln, die er beim Aufstehen anzog und erst beim Niederlegen abstrich, waren selten frisch gewischt und hingen unordentlich um die Waden. Zwei stets gefüllte Dosen mit spanischem Tabak trug er in der Tasche seines Rocks und mit den Lodungen daraus für seine Nase entstellte er sowohl sein scharf geschnittenes, verwettertes Gesicht, wie er mit den abfallenden Resten seinen Königsstolz auf der Brust beismuhte. Betrug doch auch sein gesamter Nachlaß in Garderobe, Wäsche und Uniformen nur so viel, daß bei der spätern Versteigerung kaum vierhundert Thaler dafür bezahlt wurden!

In allem umgab ihn diese spartanische Einfachheit. Nur wenige Diener waren um seine Person. Sein Sanssouci, wo er im Sommer wohnte, ward nur des Nachts und auch da nur von sechs Mann bewacht. Im Schloß zu Potsdam, wo er im Winter residierte, war es still wie in einer Ministerialkanzlei. Ritt er aus, so folgte ihm nur ein Voge oder Stallknecht.

Aber an seinem Auge mit dem durchbohrenden Feuer erkannte man überall den Herrscher, der durch sein Genie das Erschaunen des Jahrhunderts bildete, und wollte er sich als König zeigen, so umflog ihn von selbst der Glanz, der aller Augen ehrfurchtsvoll auf ihn lenkte. Ein Tag der Parade in oder bei Potsdam und man konnte Friedrich den Großen noch als Greis in majestätischem Aufzuge sehen. Dann trug ihn sein Lieblingskutschmann stolz durch die Straßen Potsdams nach dem Bornstädter Felde hinaus bei der holländischen Mühle von Sanssouci, und hinter ihm her zog eine schimmernde, bunte Wolke von Fürsten und Prinzen, Feldmarschalls und Generals, aus welcher manch weltberühmter Stern von Feldherren, der des greisen, achtzigjährigen Hülarenkönigs Zielen voran, hervorschaute. Des Königs Windspiele sprangen vor den Hüfen seines Rosses. Die schwerfällige Galatrache, mit Gold und Schmelzwerk überladen, führte die Prinzessinnen, welche der Hof Friedrichs aufzuziehen hatte, in prächtigem Aufzuge mit, wohl oder übel, immer auf Königs Befehl; denn auch sie mußten pünktlich in dem Dienst sein, der ihm über alles ging.

Kein glänzenderes, leuchtenderes militärisches Schauspiel auch als solche Heerchau Friedrichs! Diese Armee, welche zwanzig große Schlachten unter ihm geschlagen, um Schrecken zu halten und halb Europa zu trosten, zog dann in ehern schimmernden Gliedern vorüber, deren hundert Reine sich genau nach demselben Takt und in demselben Winkel hoben und senkten, mit jedem Fußtritt den Erdboden erdröhnen lassend, allen voran sein Leibgarde-regiment, keine Potsdamer Grenadiere, die mit Schwerin bei Prag gestürmt, lauter riesengroße, aus allen Ländern zusammengeworbene und aufgerostete Recke, welche in dem Schmutz der spigen, blechbeschlagenen, funkelnden Gardemützen einen imposanten Anblick ohnmöglich gewährten. Sie bildeten den Stolz des Königs und er konnte unter ihnen jeden einzelnen Mann. Die Offiziere dieses Regiments, den Dreispiz in der Rechten, die Partisane mit der Linken zur Erde neigend, die Hauptleute voran den unverrückbaren Grenadierlinien, die Lieutenants an den Flügeln — sie wußten, mit welchem Adlerblick der König jeden einzelnen dieser Glanzstar musterte.

Es ist ein solcher Vorbeimarsch des berühmten Potsdamer Garderegiments, den Camphausen in seinem vielbewunderten Bild außerordentlich charaktervoll wiedergegeben hat. Bekanntlich ist in dem jetzigen ersten Garderegiment zu Fuß in Potsdam das Andenken an die ruhmreichen Grenadiere Friedrichs dadurch lebendig erhalten, daß die erste Compagnie bei besonderen Feierlichkeiten noch immer in der Galatrache derselben und mit der scharlachroten, blechbeschlagenen, spigen Mütze aus jener Zeit erscheint.

Inkognito.

Novelle

von

Hermann Birkenfeld.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Einen herrlichen Blick über die dicht aneinander gereihten, niedrigen dunkelgrünen Kuppen des Gebirges gewährte die Stelle, wo ein Waldweg sich von der Blöschfelder Chaussee abzweigte, um den Fuß einer ziemlich steil abfallenden Berglehne im Halbkreis zu umrahmen. Der junge Mann, der ihn einschlug, wußte nicht recht, wohin er führen würde. Ihm war's aus gleich. Vor einer Stunde etwa war er dem monotonen Einerlei des Baderlebens in Blöschfeld entronnen, wo er seit dreimal vierundzwanzig Stunden sich vorgekommen war wie lebendig begraben.

Frisch von Heidelberg wegzureisen, nachdem man auf der Hirschgasse seinem Gegner noch eben ein kleines Souvenir ins Antlitz gemalt, sich dann mit der üblichen Dampfgeschwindigkeit in den idyllischen Halbschlummer eines kleinen Baderortes versetzt zu sehen, nichts auf der Welt zu thun zu haben als zu schlafen, zu essen, zu trinken, zu promenieren, ist nicht jedermanns Sache, am seltensten die eines jungen Herrn von vierundzwanzig Jahren, kräftig, kerngesund, mit einer schneidigen Quart auf der frischroten Wange und einem Paar Augen, aus denen der kede Sinn des Studenten noch fröhlich hervorleuchtet. Unser Held hatte am ersten Tage seines Blöschfelder Aufenthaltes versucht, zum Zeitvertreib selbst einmal nach der Baderregel zu leben, war aber schon an der Table d'hôte davon abgekommen, als er bemerkte, wie sie ihm gewisse Beschränkungen auferlegte, unter denen zu leiden er absolut nicht geneigt war. Andern Tages begann er die Kurgäste zu studieren. Das wäre an sich amüsant gewesen, doch nachmittags um fünf Uhr war er bereits mit seinen psychologischen und physiognomischen Untersuchungen fertig, ohne ein Gesicht getroffen zu haben, das ihm besondere Interesse entlockte. In seiner Verzweiflung waren ihm dann gegen Abend als rettende Engel ein paar Gutsbesitzer der Gegend erschienen, deren Bekanntschaft er zufällig machte, und in ihrer Gesellschaft hatte er den Rest des Tages zugebracht. Heute, am dritten Tage seiner Anwesenheit in diesem „Firn von Madrid“, wollte er's mit der Naturbetrachtung versuchen.

Er that's auch, kam aber nicht weit darin.

Er ärgerte sich nämlich, und wenn der Mensch sich ärgert, pflegt er nicht gerade zu allererst auf die Schönheiten einer Landschaft mit dem Auge des Enthusiasten hinzusehen.

Es war aber auch ganz infam von dem alten Fromberg, seinen Nissen durchaus in Blöschfeld treffen zu wollen, und nun war ersterer noch dazu verhindert, rechtzeitig zu erscheinen, um wenigstens zu erklären, weshalb er auf dieser Baderreise bestanden hatte. Unser junger Wanderer hatte das erst heute morgen erfahren, nachdem er bis dahin vergeblich auf das Eintreffen des Onkels gewartet hatte, nun sollte er, so schrieb der Hauptmann, sich die Zeit vertreiben, so gut es gehen wollte, aber das war leichter gesagt als ausgeführt.

Was für eine Idee mochte der sonst ziemlich schrullenfreie Onkel wohl verfolgen, bei gesundem Körper und noch geübterem Verstand eine Baderreise zu machen und seines Nissen Gesellschaft dabei zu verlangen? Es war wirklich niederträchtig langweilig hier, eigentlich rein zum Davonlaufen, anstatt sich willenlos der Laune des Alten zu fügen, aber — da war ja eben der Haken — Onkel Fromberg führte für den eltern- und von Haus vermögenslosen Nissen das Portemonnaie und geizig war er nicht, im Gegenteile, eher etwas spendid, war er doch auf „seinen“ Günter nicht minder stolz, als wäre er sein eigener Sohn! Sein Erbe sollte er ja auch werden.

Doch gleichviel — es war schändlich, ihn hier so allein sitzen zu lassen. Wäre er doch lieber der Einladung des langen Gierdorff gefolgt, um mit diesem den Anfang der Sommerferien zu verleben, da hätte er sich doch besser amüsiert: denn Gierdorff war ein „verdammte“ guter Kerl, und ein paar Schwestern hatte er — ein bißchen kokett waren sie zwar beide, aber hübsch nicht weniger, und besonders Lucie, die jüngste, war einfach ein Engel, wie er gerade hatte, als er sie um Pfingsten herum auf einem kleinen Ausflug von Heidelberg aus kennen gelernt hatte, und sie hatte ihm beim Abschied so zögernd die Hand gereicht, ihn so bezaubernd angelächelt und ihm eigentlich befohlen, sie bald zu besuchen, und die Mama hatte den Befehl nur noch unterstützt, und — ja, wer weiß, was noch hätte daraus werden können — aber noch war ja nicht aller Tage Abend.

„Mädchen, nicht um Geldeshalbe hier ich auf, die treu zu sein —“

summte er vor sich hin, die helle Waldherrlichkeit blieb doch nicht ganz ohne Einfluß auf seine Stimmung.

Auf einmal raschelte es seitwärts über ihm, die Zweige des Unterholzes knackten, als wenn ein Wild sich mit Gewalt den Weg durch das Laubwerk bräche, und ehe er sich's versah, kam's auch schon den Abhang herabgerutscht, und — schwapp, da hielt er's in seinen Armen — fast wäre er selbst erschrocken über diesen Segen von oben in Gestalt eines allerliebsten Gesichtchens mit einem Paar Augen —

Donnerwetter, eigentlich noch hübscher als die der kleinen Gierdorff! Jedenfalls konnten sie sehr angstvoll und gleich darauf, da der junge Mann ihre Besitzerin eine Viertelstunde zu lange hielt, sehr böse ausschauen. Jetzt stand sie schon neben ihm und klopfte mit einer Haselnußgerte, die sie in der Hand gehalten, emsig Staub und welke Blätter von dem einfachen Gewande. Er wollte mit seinem feinen, bunteränderten Taschentuche helfen, aber sie wies ihn energisch zurück.

Sie beachtete ihn kaum; sie sagte nicht einmal Dank dafür, daß er sie vor einem harten Falle gerettet. Viel Mühe hatte das freilich nicht gemacht, aber er hatte ihr doch immerhin einen Dienst geleistet und zu gern hätte er gesehen, wenn ihn auch einmal ein Blick des Dankes aus den glänzenden Augen getroffen hätte. Waren sie überhaupt blau oder braun diese Augen? Er hätte es wirklich nicht sagen können.

Fast schien es, als sei sie böse über seinen Ritterdienst. Oder konnte sie nicht sprechen? Eine Minute lang sah er ihr stumm zu, halb ergötzt über die eilige Geschäftigkeit der niedlichen Finger und den anscheinenden Jörn, welcher sich auf den heißgeröteten Wangen ausdrückte. Dann aber wollte er doch versuchen, ob dies quecksilberartige Wesen denn gar kein Wort für ihn habe.

„Ich hoffe, Sie haben sich nicht verletzt, mein Fräulein?“ Er wußte im Augenblick nichts Besseres zu sagen.

Sie konnte wenigstens hören: sie schaute auf. Wirklich, die Augen waren „nicht ohne“ und sie waren blau, entschieden blau und von einer Tiefe —! Sie konnte auch lächeln — und sprechen sogar.

„Wie sehe ich aus?“

Es war die Gegenfrage auf die seine und sie war vollkommen berechtigt. Sie war eine Erstochter, da konnte ihr doch nicht gleichgültig sein, welchen Eindruck ihre äußere Erscheinung machte.

„Jedenfalls reizend,“ versetzte er schnell; aber, o weh! da suchte es auch schon unwillig um die feinen Mundwinkel; sie mußte nicht an Komplimente gewöhnt sein. „So —“ fügte er deshalb hinzu, indem er ihr seinen Taschenspiegel vorhielt. Sie nahm ihn aus seiner Hand — wieder ohne zu danken, ganz als verstände sich von selbst, daß er ihr dienstbar sei.

Wie geschäftig die kleinen Finger das helle Haar glatt zu streichen suchten, welches, hinten in einen einfachen Knoten verschlungen, das reizende Oval des Kopfes umgab! Jetzt war sie fertig. Noch ein prüfender Blick in das kleine Glas, dann reichte sie es seinem Besitzer zurück.

„Danke schön!“

Es klang gerade, als sei es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein junger Herr einer völlig unbekannten jungen Dame mitten im Walde seinen Spiegel zur Toilette leiht. Es war doch ein wunderbares Wesen, was da vor ihm stand.

„Wie kommen Sie hierher?“

Als ob der Boden, auf welchem sie standen, ihr eigen wäre! Ihr vis-à-vis amüsierte sich. Er wollte doch einmal ebenso kurz antworten.

„Zu Fuß, wie Sie sehen.“

„Und aus der Stadt?“

„Wenn Blöschfeld auf solchen Titel Anspruch hat, ja. Ich weiß nicht einmal, heißt es Stadt oder Flecken.“

„Sie gebrauchen doch keine Kur dort?“

Die dunkelblauen Augen sahen etwas zweifelhaft zu ihm auf.

„Nein.“

„Was treiben Sie denn da?“

„Wissen Sie, was Langeweile ist?“

„Ich selbst habe noch keine empfunden.“

„Sie beneiden mir! Also ich langweile mich in Blöschfeld, das ist alles.“

„Wer sind Sie denn?“

„Das ging hier zu Lande ja ziemlich ungeniert zu.“

„Verzeihung, mein Fräulein, aber dieselbe Frage wollte ich längst an Sie richten.“

„Ich heiße Hilba.“

„Und ich Günter,“ sagte der junge Mann in demselben Tone.

Die beiden hatten ein paar Schritte auf dem Wege gethan, da krachte unten im Gehölz zur Linken ein Schuß. Die Kleine blieb plötzlich stehen.

„Das ist der Vater! Adieu, Herr Günter!“

Ehe letzterer sich's versah, war sie in dem seitwärts abfallenden Busch verschwunden, nur ein blauer Fleck schimmerte noch ein paar Sekunden lang durch die Blätter, die Schleife auf ihrem Haar.

„Adieu, Hilba!“ rief der Verlassene oben noch hinab, halb lachend, halb erstaunt über die seltsame Erscheinung. Und „Hilba!“ echoete der Wald von jenseits der Tiefe.

Günter schritt ebenso schweigsam den Waldweg hin wie zuvor, aber er langweilte sich nicht mehr. Er hatte doch wenigstens ein ganz klein bißchen erlebt, und wenn das Erscheinen dieses wundersamen, wie aus ursprünglicher Raivität und Koketterie, aus scharfer Wildheit und anmutender Vertraulichkeit zusammengesetzten Wesens, das ihm im vollsten Sinne des Wortes zugefallen war, an sich auch wenig genug zu bedeuten hatte, es war immerhin ein Ereignis und gab Stoff zum Nachsinnen. Günter sann also nach. Wer mochte sie sein, diese Waldprinzessin, die bei aller kindlichen Anmut, welche sie entlockte, ihm so, beinahe fast entgegengetreten war? Wunderliches Ding! Je länger er nachdachte, um so unklarer wurden seine Vorstellungen,



Cornelia, die Mutter der Gracchen. Gemälde von G. Boulanger. (S. 590.)



Teysser, Königin Elisabeth Christine, Generalleutnant von Sautter, Generalleutnant von Wittich, Prinz Heinrich von Pringen, Flügeladjutant, Regiment Nr. 18 (Königlich),
 Friedrich der Große, Generalleutnant von Hohenberg, Kronprinz Friedrich Wilhelm (Prinz von Preußen).
 Friedrich der Große in Potsdam 1779. Gemälde von Th. Camphausen. Mit Genehmigung der Kunstverlagshandlung von Rud. Schöner in Berlin. (Z. 591.)

bis zuletzt seine Gedanken eine ganz andere Richtung erhielten. Da vor ihm öffnete sich ein kleines Thal, wie mit goldigem Zauberschein umgossen lag es da, die glühende Sonne flammte in den Scheiben der kleinen Häuser, spiegelte sich im Hahn der Kapelle am Waldrande und ließ ihre Strahlen von dem weithin leuchtenden blanken Wirtshausgilde zurückwerfen. Geklapper und Geklirr ertönten von unten herauf, und als der Wanderer näher herankam, sah er, es war eine jener noch nach altem Stile eingerichteten Glashütten, welche, im Walde versteckt, den reichen Vorrat an Buchen, den dieser liefert, als Feuerung benützen, anstatt die Kohlenheizung moderner Fabriken mit ihrem schwarzen Rauch und Staub adoptiert zu haben.

Es mußte Ohrenberg sein, wo er sich befand; er hatte von der Fabrik sprechen hören. Sie war ja für diejenigen unter den Blöfssfelder Badegästen, welchen der Arzt so weite Exkursionen gestattete, ein beliebter Zielpunkt nachmittäglicher Spaziergänge und sollte sich deshalb auch eines gut renommirten Wirtshauses erfreuen. Dies fiel jetzt dem jungen Herrn ein und gerade zur rechten Zeit, eine Erfrischung war ihm willkommen. Munter schritt er thalwärts in der Richtung auf das blanke Schild zu.

Anstatt daß aber der Weg, wie es den Anschein hatte, ihn direkt auf die Hausthür zuführte, fand er sich mit einem Male dieser gegenüber und vor der niedrigen Pforte eines wohlgepflegten Gartens. Um so besser! Er öffnete und schritt zwischen den Rabatten hindurch, nach einem Ruheplatz spähend, und richtig, da links am Zaune breiteten zwei uralte, miteinander verwachsene Kastanien ihr Blätterdach schützend über einen sauberen Stein Tisch aus. Da wollte er sich niederlassen. Er nahm den Hut von der erhitzten Stirn und zog kräftig an dem Klingelzuge, dessen Griff vom Baume herabhängt, aber niemand schien dem Ruf Folge zu leisten. Er zog die Glocke zum zweiten Male. Am Ende konnte er auch warten, es eilte ja nicht, und im Hause mochte gerade niemand zur Hand gewesen sein, nach seinen Bedürfnissen zu fragen. Er wollte inzwischen den Garten mustern. Den Hut in der Hand, schritt er durch die sonnenbeschienenen gewundenen Pfade, deren Sauberkeit ihm auffiel.

„Die Wirtleute müssen gut situiert sein,“ dachte er, während er dem Spiele der Goldfischchen im Bassin des plätschernden Springbrunnens zusah. „Das Geschäft scheint's ja einzubringen, die Kurgäste von Blöfssfeld müssen natürlich mit jeder Tasse Kaffee, die sie hier trinken, ihren Obolus für diese Herrlichkeit beisteuern, und zuletzt mag man hier den Grad der genossenen Naturschönheiten ebenso gut am Geldbeutel ablesen können, wie aus einer Schweizerreise.“ Er hätte lieber ein ländlich einfaches Wirtshaus gehabt anstatt dieses modernisirten Gartenlokals, und er dachte sich förmlich in eine Art Ingrimir über den Ohrenberger Wirt hinein. Seinem Glockenrufe hatte natürlich noch niemand Folge geleistet! Ärgerlich wandte er sich wieder dem Tische zu, er wollte nun doch energisch Lärm machen. Aber da kam schon das Dienstmädchen mit Kaffeegeschirr über den Weg jenseits des Zaunes.

Das war ziemlich stark! Man fragte gar nicht nach seinem Begehre, sondern brachte ihm eine Portion Kaffee, als ob sich von selbst verstände, daß er sie gewünscht habe! Oder wurde hier nichts anderes verabreicht? Darnach fragte er das Mädchen. Das dumme Ding glockte ihn an, als habe es nicht recht verstanden, dann aber lehrte es ihm eiligst den Rücken und lief davon. Närrisches Volk! Da schickte man ihm zwangweise Kaffee, während er eine Flasche Bier vorgezogen hätte, und der Wirt kultivierte einen hochmodern angelegten Garten, aber sein Dienstpersonal so wenig, daß die Mädchen hier vor Verlegenheit nicht auf die einfachste Frage zu antworten wußten!

Doch Brot und Butter lockten so appetitlich zum Zulangen, daß Günter nicht lange widerstand, und mit jedem neuen Bissen fühlte er sich behaglicher. Zuletzt zündete er eine Cigarre an und träumte. Das Gedächtnis der nahen Hütte störte ihn. Er konnte sich ja auch einmal das Glas machen ansehen. Seinen Stock ließ er auf der Bank liegen und ging durch eine Seitenpforte auf den Eingang des kleinen Fabrikgebäudes zu. Die Leute waren in voller Thätigkeit und eine kleine Weile sah er, den Dampf seiner Cigarre in blauen Ringeln behaglich von sich blasend, ihnen zu, wie sie die leuchtenden Ballen an ihren eisernen Röhren schwenkten und allmählich in rotglühende harte Gläser verwandelten. Er wollte wieder zur Thür herauschreiten, da rutschte aus einem Gelaß zur Seite eine alte Frau auf den Knien an ihn heran, mit einem Strohwiß über seine staubigen Stiefel streifend:

„Mir zur Ehre und dir zum Nutzen
Will ich dir die Schuhe putzen.“

Er zog ein Geldstück aus der Tasche.

„Lag das, Urtschel! Wie oft habe ich Dir unterjagt, die Besucher zu belästigen!“

Rasch sprang die Alte auf und huschte fort.

Günter sah sich nach der Sprecherin um — ihre Stimme hatte er erkannt, aber er entdeckte sie nirgends, sie mußte nur von außen in die Hütte hineingerufen haben.

„Wer war das?“ fragte er die alte Einbinderin.

„Unser Fräulein, Herr.“

„Und woher kam sie?“

Die Alte sah etwas erstaunt zu dem Fragesteller empor. „Woher sollte sie kommen! Aus dem Herrenhause da drüben.“

Urtschel schien nicht geneigt, ein Gespräch einzugehen, sie wandte sich kurz um und ging an ihre Arbeit. Er hielt noch das Geld in der Hand, jetzt reichte er es ihr hin.

„Da, nehmt das! Um Euer Geld sollt Ihr doch nicht kommen.“

Dann ging er schnell fort, ohne auf den überschwenglichen Dank des alten Weibes zu achten.

Also seine Waldschönheit war die Tochter des Hüttenbesizers! Das hätte ihm allenfalls auch schon eher einfallen können, aber es war ihm eben nicht eingefallen, und nun kam es ihm vor, als habe er eine wichtige Entdeckung gemacht. Und doch, was ging ihn die Kleine vom Waldsteig überhaupt an? Nichts in der Welt. Aber — je nun, seit seiner Abreise von Heidelberg war ihm doch wenigstens etwas passiert heute nachmittag. Er setzte sich wieder auf die Bank im Garten und zog an dem Glockenzuge. Er wollte seinen Kaffee bezahlen. Wieder wartete er vergeblich auf das Erscheinen des dienstbaren Geistes. Eine Zeit lang sah er gedankenlos vor sich hin, bis ihn eine sonore Stimme störte, welche ihm freundlich einen guten Tag bot. Ein älterer Mann stand vor ihm, einen grünleinenen Jagdkittel über den hellen Anzug geworfen. „Vielleicht der Wirt,“ dachte Günter.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Neuangekommene.

Der andere sah diesen verblüfft an. War es denn hier zu Lande Sitte, daß der Gast, welcher eine Tasse Kaffee im Wirtsgarten trinkt, dem Wirt neben seinem Gelde auch noch die Visitenkarte offeriert? Oder war der Mann da selbst ein Gast? Dann klang die Frage zum mindesten sehr anmaßend.

Dennoch wußte der junge Mann nichts Besseres zu thun, als seinen Namen zu nennen. Ihm fiel ein, daß die Kleine im Walde vorhin seinen Vornamen für den Familiennamen gehalten zu haben schien, es konnte ja auch hier dabei bleiben.

„Ich heiße Günter.“

Er erwartete eine Gegenvorstellung, doch sie erfolgte nicht. Statt dessen ließ sich der Ältere behaglich auf dem Stuhle neben ihm nieder und paffte aus seiner kurzen Pfeife.

„Meine Tochter hat mir schon von Ihnen erzählt,“ sagte er dann.

„Von mir?“

„Ah, der Herr war Hilbas Vater! Das änderte die Situation. Günter errötete vor Verlegenheit und ärgerte sich darüber.

„Freilich von Ihnen. Mein Name ist Gröning. Und Sie sind also der Herr, welcher meinem kleinen Wildfang bei seiner Rutschpartie so ritterliche Hilfe geleistet hat?“

„Nur ein glücklicher Zufall führte mich gerade des Weges, als Ihre Fräulein Tochter das Unglück hatte —“

„Auf einer ihrer ziel- und vernunftlosen Streifereien auszugleiten und den Berg hinabzurutschen. Ich habe dem Kinde schon so oft eingeschärft, sich vorzusehen, aber was hilft's! Ohne Ihren Beistand hätte man sie mir am Ende als Verwundete ins Haus getragen. Ich danke Ihnen deshalb von Herzen. Sie bleiben doch noch ein Stündchen?“

„Ich hatte allerdings beabsichtigt, mich bald auf den Heimweg zu machen.“

„Ohne mit dem alten Gröning zuvor eine Flasche zu leeren? Nein, nein, junger Freund, daraus wird nichts.“

Der Alte zog die Glocke.

„Die Bedienung scheint in Ohrenberg die Gäste nicht eben zu verwöhnen,“ bemerkte Günter dazu. „Ich habe schon vor zehn Minuten geläutet, aber ohne Erfolg.“

Der Alte lächelte.

„Das kommt auf die Probe an. — Etwas Wein, Derette!“ rief er dem gleich darauf erscheinenden Mädchen zu, das den Garten sofort wieder verließ.

„Sie sind schon längere Zeit in Blöfssfeld, Herr Günter? Und doch sehen Sie nicht aus, als ob Sie einer Kur bedürftig wären,“ wandte sich Gröning dann an den jungen Mann.

Oern wäre Günter aus seinem Inkognito herausgetreten, aber er schämte sich jetzt, dem freundlichen Herrn zu gestehen, daß er nicht gleich seinen vollen Namen angegeben habe. Er fühlte, wie ihm die einfache Frage seines Gegenüber das Blut in die Wangen trieb.

„Ich bin seit ein paar Tagen dort, um — eine befreundete Familie zu erwarten, werde aber voraussichtlich schon in den nächsten Tagen wieder abreißen.“

„Ich verstehe — der Aufenthalt in dem kleinen Neste mit seinen abgezirkelten Amusements sagt Ihnen nicht zu! Na, mir hält's in Ihrem Alter auch nicht behagt, mich nach der Schablone des Baderlebens zu richten. Und viel Gesellschaft werden Sie kaum in Blöfssfeld gefunden haben.“

„Ich — das heißt, wir — wollten den Ort auch eigentlich nur als Ausgangspunkt für kleinere Exkursionen benützen.“

„Sie suchen landschaftliche Schönheiten? Sind vielleicht ein bißchen Künstler? Da ist's recht von Ihnen, einmal unsere Berge aufzusuchen; der große Strom der Touristen weiß gar nichts von dem Reize eines Thales, wie zum Beispiel das von Schafbergen. Waren Sie schon in Schaffergers oder in Blaubachweiler? Reizende Punkte, kann ich Sie versichern!“ Und der Alte erging sich mit Behagen im Preise der Gegend.

Leises Geklirr unterbrach ihn. Der bestellte Wein kam — von Hilba gebracht.

Jetzt erst verstand Günter die Situation ganz. Er war gar nicht im Wirtsgarten, sondern von Anfang an

Gast des Hüttenbesizers gewesen. Dieser weidete sich anscheinend an der Befangenheit des jungen Mannes, während auf der Tochter Gesichtchen schelmisches Lächeln mit der Röte der Verlegenheit kämpfte. Sie sah reizend aus in der häuslichen Schürze, wie sie so da stand und den linken Arm um den Nacken des Vaters schlang — ein allerliebsteres Bild reiner Kindlichkeit.

„Sie müssen's unserer Jungfer Mutwill' schon verzeihen, daß Sie Gegenstand eines kleinen Scherzes geworden sind,“ sagte Gröning.

„Ich hatte nämlich vergessen, Ihnen da oben“ — die Kleine wies mit dem Finger auf die Berge — „für Ihren Ritterdienst zu danken.“

„So thaten Sie's hier — durch eine Portion Kaffee?“

„Nun, es scheint Ihnen wenigstens gemundet zu haben,“ versetzte sie aufrichtig mit einem Blick auf die den Tisch bedeckenden fargen Reste der gespendeten Erquickung.

„So wäre es also jetzt an mir, Ihnen zu danken,“ sagte Günter höflich, indem er lächelnd den Hut lüftete.

„Also hatte sie's gut gemacht!“ lachte der Vater. „Ja, unsere Hilba ist ein tüchtiges Hausmütterchen und sehr fürs Praktische, wie ihre Freundin, die alte Kammerrätin von Bunsdorff, zu sagen pflegt. Sie hat nur einen Fehler: sie ist nicht zahm genug.“ Der Alte fuhr mit väterlichem Stolz über das seidenschimmernde Haar der Tochter. „Doch nun willkommen in unserem Thale und nochmaligen Dank für Ihre Hilfe!“ fuhr er fort, indem er das altertümliche, goldgeränderte Glas emporhielt.

Die drei stießen miteinander an und Günter bildete sich nachher ein, die kleine Waldsee habe ihn dabei ganz besonders eigen angeschaut mit den großen Augen. Aber die Sonne schien gerade in die seinen, so daß er blinzeln mußte, da hatte er sich wohl täuschen lassen.

Es saß sich gemütlich unter den alten Ästen, besonders jetzt, wo die goldenen Strahlen schräger durch das Laubwerk fielen und der kühle Schatten der Blätter sich angenehmer fühlbar machte. Günter entdeckte auch, daß Hilba eigentlich allerliebst zu plaudern verstehe und die beiden unterhielten sich fast so vertraulich, als hätten sie jahrelang miteinander verkehrt. Er gestand ihr sogar lachend, wie er oben im Walde einen Augenblick gezwiebelt habe, ob sie überhaupt sprechen könnte, und sie neckte ihn mit seiner Eitelkeit wegen des Taschenspiegels, den er bei sich führte. Endlich wurde es für ihn Zeit zum Abmarsch und er stand auf. Der Alte bedauerte, seinen Wagen nicht zur Verfügung zu haben, die Pferde seien sämtlich beim Heueinfahren in Anspruch genommen.

„Immerhin hoffe ich, es ist nicht das Letztmal, daß wir uns hier sehen.“

„Ich hege gleiche Hoffnung,“ versetzte Günter. „Mögli-“

„lich, daß ich mich hier für ein paar Tage einmal ganz festsetze, vorausgesetzt, daß der Wirt drüben auf Logirgäste eingerichtet ist.“ Er dachte im Augenblick nicht daran, daß er vorgegeben hatte, in Blöfssfeld eine Familie zu erwarten.

„Das ist er in der Regel, da es hier und da im Sommer wohl vorkommt, daß der eine oder der andere von den Badefreudigen hier die Vergnügen an der Quelle genießen will. Ich würde mich freilich freuen, wenn Sie mit einem Quartier in meinem Hause vorlieb nehmen wollten. Wenn Sie sich Ihre Gesellschaft nicht mitbringen, finden Sie bei mir davon ebensoviel als in der ‚Sonne‘ und willkommen sind Sie auch bei uns.“

„Sie könnten ja das Wirtshaus mit dem unsrigen verwechseln, ebenso gut wie die Gärten,“ neckte Hilba.

Die Männer lachten, Günter aber lehnte mit höflicher Entschiedenheit das gastliche Anerbieten des Gutsherrn ab. Endlich ging er. Aber er kehrte eher zurück, als er selbst geglaubt hatte. In Blöfssfeld fand er eine Karte des Oheims, der ihm anzeigte, daß er vor fünf bis sechs Tagen nicht kommen werde, und ihm freistelle, zu thun, was ihm beliebte. „Ich würde Dir raten, zunächst zu mir herüber zu kommen, aber der Kauf von Linthol, das wir zum Frühjahr antreten wollen, macht mir noch zu viel zu schaffen, um mich um Dich zu kümmern. Viel nützen kannst Du hier auch nicht, bleib deshalb lieber, wo Du bist,“ schrieb er kurz und bündig.

Dazu hatte der Nefte nun freilich wenig Neigung; schnell entschlossen packte er das Notwendigste seiner Sachen zusammen, schrieb dem Onkel flüchtig, er mache eine kleine Jukture ins Gebirge und bitte, Briefe für ihn nach seinem Hotel zu senden, zahlte seine Rechnung und war schon am andern Morgen wieder in Ohrenberg. Es mußte ihm dort doch gut gefallen haben.

Und es gefiel ihm auch jetzt brillant da. Bei seinem ersten Besuche im Herrenhause traf er zwar den alten Gröning nicht zu Hause, aber er ging mit seinem Mal- kasten — er mußte doch einen plausiblen Grund haben, sich überhaupt auf dem Lande herumzutreiben, und er war zum Glück ein bißchen Dilettant im Landschaftsmalen — in den Wald. Ein Motiv hatte er auch bald gefunden. Unter einer Buche ruhte es, die Käfer summten darum herum und zuweilen wiegte sich ein Vogel auf den Zweigen darüber und sang sein Nachmittagslied. Es war lauschig, fast feierlich still in dem Waldwinkel am Bachrande, und sein Modell — denn ein lebendes war es — hielt so ruhig aus zu seinem Beginnen, als er nur wünschen konnte. Er beeilte sich mit der Arbeit. Schließlich regte sich's doch vor ihm im Grase und fuhr mit der Hand über das Gesicht — das Modell war ein menschliches Wesen — und schlug die Augen auf und sah ihn an wie traumverloren, aber

nur eine Sekunde; in der nächsten war es aufgesprungen, und rief — es klang gar nicht besonders freundlich, aber dafür um so deutlicher:

„Sie sind abscheulich!“
Er wurde rot, aber er amüsierte sich doch über den Jörn, der dem niedlichen Gesicht auch einmal ganz hübsch stand. Dann erhob er sich und reichte ihr das Blatt hin, fast so gleichmütig, als sei er ein Photograph, der seinem Kunden die Probeplatte zur Ansicht vorzeigt.

„Es ist nur eine Skizze.“
Sie wollte sich heftig abwenden, aber — einen Blick mußte sie doch auf das Papier werfen.

„Sie haben mich belauscht!“
„Ich nahm, was mir der Wald bot,“ lächelte er; „und Sie sind erzürnt, Fräulein Hilba?“

„Es war abscheulich von Ihnen!“
Sie konnte doch nicht umhin, das Blatt etwas genauer zu betrachten.

„Wo sind denn die Augen?“ fragte sie, indem sie ihm ernsthaft ins Gesicht sah.

„Halten Sie einen Augenblick still, so werde ich sie haben,“ versetzte er eifrig, während er niederhockte und Miene machte, an der entworfenen Skizze fortzufahren. „Sie vergessen, daß ich Sie schlafend fand.“

„Richtig! Doch Sie sollten sich schämen, mich daran zu erinnern. Ich bin Ihnen böse, Herr Günter!“

„Sehr?“
„Ja, sehr!“ entgegnete sie schmolend, doch strafte das Lächeln, welches um die Mundwinkel zuckte, die harte Antwort Lügen.

Auch ihm kam die Sache komisch vor.
Sie hatte sich auf einen Baumstumpf nicht weit von ihm niedergelassen und peitschte mit einer dünnen Gerte nachlässig das spärliche Gras am Boden.

„Sie sind schnell zurückgekehrt, Herr Günter. Also hat es Ihnen hier gefallen?“

„Sehr gefallen!“
„Sie finden hier wohl hübsche Partien zum Malen?“

„Reizende Partien! Sie sehen ja, ich bin eben an der Arbeit.“

Unwillig wandte sie sich halb weg bei der Neckerei.
„Sie werden mir das Bild abliefern, wenn es fertig ist,“ sagte sie bestimmt.

„Oho, das wäre doch noch sehr fraglich!“
„Sie haben kein Recht, es zu behalten.“

„Meine eigene Arbeit?“
„Doch — es wäre wenigstens ungezogen, wenn Sie es thäten.“

„Sie beginnen liebenswürdig zu werden, Fräulein Hilba!“
Sie ignorierte die Entgegnung gänzlich.

„Was thun Sie eigentlich sonst? Malen Sie den ganzen Tag?“

„Wenn ich einen dankbaren Vorwurf finde, ja. Und wenn ich nicht gerade esse, trinke oder — schlafe, wie Sie soeben.“

„Das wäre nicht nach meinem Sinn.“
„Sie meinen, man könne sich besser — nützlicher beschäftigen?“

„Ja.“
„Zum Beispiel unter einer Buche Siesta halten.“

„Finden Sie darin etwas Unrechtes?“
„Ich würde wenigstens besorgt um Sie sein. Sie allein im Holze —“

„Sie fürchten, man könnte mich rauben? Die Leute hier in der Gegend sind sehr harmlos, Herr Günter.“ Sie lachte laut auf. „Nein, das ist komisch: ich soll mich in unserem Walde vor jemand fürchten! Wenn das der Werner wüßte!“

„Der Werner? Wer ist das?“
„Besser Werner. O, Sie werden ihn kennen lernen, wenn Sie noch länger bleiben, oder ziehen Sie bald wieder fort?“

„Ich hoffe nicht.“
„Dann machen Sie auch noch Werners Bekanntschaft; er kommt sicherlich in diesen Tagen. Es ist mein bester Kamerad.“

„Er ist wohl sehr hübsch?“
Sie sah erstaunt auf.

„Wie meinen Sie das?“
„Nun — ich dachte, es wäre leicht genug zu verstehen. Das Hübsche fängt da an, wo das Häßliche aufhört.“

„Das kann nicht richtig sein, denn Werner ist nicht häßlich, ganz gewiß nicht, aber hübsch — lassen Sie sehen — ja, er hat wunderhübsche Augen, aber eigentlich hübsch — nein, hübsch ist er nicht. Er ist überhaupt ganz anders als Sie.“

„Soll das eine Schmeichelei für den Vetter sein oder für mich?“
„Ich schmeichle niemals,“ antwortete sie altflug, „und — Ihnen sicherlich am liebsten.“

Die zutrauliche Offenheit würde ihn entzückt haben, wenn — eben nicht „der Vetter Werner“ dazwischen wäre. Er sah finstern auf sein Papier und sagte an seiner Unterlippe:

Sie war aufgesprungen und hüpfte zu ihm hinüber. Noch fuhr sein Stift geschäftig über das Blatt. Nachdenklich ernsthaft sahen die blauen Augen über seine Schulter hinweg.

„Ich bekomme die Zeichnung?“
„Ich muß sie erst zu Haus ausführen,“ versetzte er kurz,

klappte die Mappe zu und wandte sich. „Guten Abend, Fräulein Hilba!“

„Adieu, Herr Günter!“
Sie sah ihm einen Moment ziemlich verwundert nach. Sonderbarer Mensch! Was ihm nur auf einmal fehlte! Aber sehr lange grübelte sie nicht; ein Liedchen trällernd, hüpfte sie davon.

Und am nächsten Morgen waren beide wieder die besten Freunde. Er mußte sie stets irgendwo zu entdecken, in der Veranda des Hauses, wo sie mit dem Vater zu frühstücken pflegte, im Garten zwischen den Beeten beim Bohnenpflücken, im Walde an ihrem Lieblingsplätzchen am Bache, wo er die Zeichnung entworfen hatte. Das Blatt war noch in seinem Besitz. Es sei nicht fertig, er wolle es in Aquarell nachmalen und das gehe am besten auf seinem Zimmer, sagte er, wenn sie darnach verlangte. Ihn beseidigte ganz und gar nicht, daß sie ihn für faul erklärte, er war es auch.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber neuere Versuche an einer insektenfressenden Pflanze.

Zu den merkwürdigsten der sogenannten insektenfressenden Pflanzen gehören die meist in Nordamerika einheimischen Arten der Gattung *Sarracenia* (benannt nach dem Lyoner Arzt J. A. Sarracini, der 1598 eine Uebersetzung des „Dioscorides“ lieferte). Diese in Sümpfen lebenden Pflanzen besitzen am Grund eine Blattrosette, aus deren Mitte sich der Blütenstiel erhebt. Die Blattstiele sind ganz oder teilweise zu Fangorganen umgebildet, welche die Gestalt von nach oben allmählich erweiterten Schläuchen besitzen. Die eigentliche Blattfläche sitzt in Form eines herzförmigen Anhängels dem Blattstiele auf und schließt nach Art eines Deckels den Schlauch vor hineinfließenden Regentropfen. Sie ist meist bunt gefärbt und trägt deshalb dazu bei, Insekten anzulocken. Die Innenwand des Schlauches und des Deckels ist mit abwärts gerichteten Haaren besetzt, so daß die darauf fliegenden Insekten mit Notwendigkeit stets nur abwärts kriechen können. Bei den meisten Arten ist die Innenwand der Schläuche mit Drüsen ausgestattet, welche reichliche Mengen von Flüssigkeit ausscheiden. In diese fallen die Insekten schließlich hinein und werden verdaut. Auf diese Weise werden so zahlreiche Insekten gefangen, daß, wie man beobachtet haben will, gewisse Vögel die *Sarracenienschläuche* aufsuchen, um unter Zurückbiegung des Deckels die hineingefallenen Insekten herauszufischen.

In neuerer Zeit hat eine amerikanische Naturforscherin, Mrs. Treat, an der *Sarracenia variolosa* in Florida Beobachtungen und Versuche angestellt, welche zu folgenden interessanten Ergebnissen geführt haben.

Der Schlauch oder Krug der Pflanze (pitcher-plant, das heißt Krugpflanze) ist gewöhnlich drei oder vier Zoll tief und ein bis anderthalb Zoll weit. Bei Sonnenaufgang findet man ihn mit süßem, klarem Wasser gefüllt und der Deckel ist zu dieser Zeit herabgelassen. Im Laufe des Tages verdunstet das Wasser teils weise wieder, und der Deckel öffnet sich. Während der Nacht aber wird der Verlust wieder ersetzt, und am nächsten Morgen ist der Krug wieder ganz voll und der Deckel geschlossen. Ein breiter Flügel zieht sich (wie auch bei den anderen *Sarraceniaceen*) an der dem Blütenstiele zugewendeten Seite des Blattes entlang bis zur Öffnung hin; dieser Flügel ist mit einem purpurfarbenen Streifen besetzt, der sich auch um den Rand der Mündung herumzieht und eine süße Flüssigkeit ausscheidet. Dadurch werden auch kriechende, ungeflügelte Insekten herbeigezogen; besonders Ameisen haben eine große Neigung dafür. Der Honigstrahl folgend, gelangen die Tierchen in das Innere des Kruges, um nicht wieder zurückzuweichen. Wenn ein fliegendes Insekt zwei oder drei Minuten lang von dem Inhalt des Kruges genosst hat, so wird es alsbald wie betäubt; es wird unsicher auf den Beinen, und indem es versucht, mit denselben über die Flügel zu fahren, um sich zum Fluge vorzubereiten, fällt es hinab.

Es ist nutzlos, irgend eines der kleineren Insekten zu befreien; jede Fliege, nachdem sie von dem Blatt entfernt worden, kehrt, sobald sie in Freiheit ist, dahin zurück und eilt den verhängnisvollen Abgrund hinab, gleich als ob sie ein unüberwindlicher Zauber dorthin zöge. Selbst größere Reptilien erliegen der Macht des Saftes, wenn auch gewöhnlich nicht so rasch. So beobachtete Mrs. Treat eine große Asele, die noch lebte, nachdem sie eine Nacht hindurch in dem Kruge gefesselt hatte. Der tapferste Bester war aber mit einer von der inneren Oberfläche des Schlauches erzeugten Ausscheidung bedeckt, und die Beine rissen ab, als Mrs. Treat ihn befreien wollte. „Allem Anschein nach,“ sagt die Beobachterin, „verzehrte die schreckliche *Sarracenia* ihr Opfer lebend. Doch ich sollte eigentlich nicht sagen: die schreckliche, denn es scheint, daß die Pflanze ihren Opfern einen lethargischen Trank darreicht, ehe sie dieselben verschlingt.“

Es wurden auch Versuche mit rohem Rind- und Hammelfleisch angestellt. Das Fleisch war nach wenigen Stunden mit den Ausscheidungen der Blätter bedeckt und das Blut ihm entzogen. Doch scheint Fleisch nur in frühem Zustande verdaut zu werden, während die Körper der Insekten, auch wenn sie bereits faulen (was eintritt, wenn viele Insekten in dem Schlauche sind), aufgesaugt werden; die faulenden Stoffe scheinen auf die innere Oberfläche nicht schädlich zu wirken.

Nach Mrs. Treat gewinnt die Pflanze zweifellos ihre Hauptnahrung von den Insekten, welche sie verzehrt. Während sodann die meisten anderen fleischfressenden Pflanzen, wenn die Menge der Nahrung zu groß ist für ihr Verdauungsvermögen, der Anstrengung unterliegen und absterben, so scheint es der *Sarracenia* leicht zu werden, jede beliebige Zahl von Insekten, kleine und große, zu verschlingen; die Verdauung ist nur eine Frage der Zeit. Fliegen, Käfer, Asseln verschwinden nach höchstens drei oder vier Tagen, indem nichts von ihnen übrig bleibt als die harten Chitinteile. Die *Sarracenia* ist in der That nicht nur die gefräßigste aller insektenfressenden Pflanzen, sondern auch die am wenigsten wählerische, was die Natur ihrer Nahrung betrifft.

Von einem Geist berührt.

Erzählung
von

Wilkie Collins.

Autorisierte deutsche Uebersetzung von Max v. Weizenthurn.

XI.

Die Ereignisse des Tages hatten noch nicht ihr Ende erreicht.

In dem Augenblicke, in welchem John Zant's Hausthüre sich hinter ihm schloß, ward Herr Rayburn von einem eben vorübergehenden alten Freunde erkannt, der als Professor der Chemie in der gelehrten Welt sich eines großen Namens erfreute und in einem der ersten Hospitäler Londons angestellt war.

„Wie, haben Sie Ihre Füße Herrn Zant preisgegeben?“ fragte der Professor, auf das Metallschild an der Hausthüre weisend.

Herr Rayburn aber erklärte, daß er nur einen gewöhnlichen Besuch bei Herrn Zant abgestattet habe.

„Ah — Sie kennen ihn! Nun, als Operateur kann ich nicht hoch genug von Ihrem Freunde reden; er hat einen ersten Mißgriff, welchen der Mann, den ich in London gewöhnlich zu solchen Operationen rufen lasse, beging, in kürzester Zeit wieder gut gemacht! Er ist, nebenbei bemerkt, einer der seltsamsten Charaktere, welchen ich seit langen Jahren begegnet bin!“

„Inwiefern, wenn mir die Frage gestattet ist?“

Der Professor erfaßte den Arm seines Freundes und schritt mit ihm die Gosplanade entlang. „Wir leben in einem Zeitalter,“ sprach er ernst, „in welchem Literatur, Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße von Dilettanten heimgesucht werden. Herr Zant ist ein solcher Laie oder Dilettant, der in seinen freien Stunden das betreibt, was er geheime Chemie nennt. Während er meinen Fuß operierte, that er sein Möglichstes, um zart angebrachte Schmeichelei zu versuchen und den Eindruck zu beobachten, welchen dieselbe auf mich hervorrufen werde, und als er seine Aufgabe vollendet, da wußte er mich in meinem wissenschaftlichen Fache, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, auf das gründlichste anzupumpen. Ah, Parbon, nochmals Parbon, ob dieser Ausdruckweise; ich vergaß, daß der Mann Ihr Freund sei! Der geschickte Dilettant hat es verstanden, einige seltsame alte Bücher, die auf Chemie Bezug haben, zu sammeln, und gründet darauf allerhand von ihm erfundene, ganz thörichte Theorien. Eine derselben besteht darin, daß der alte Wahn, den man einst geglaubt, der Wahn, es bestehe ein Liebeselixir, thatsächlich auf der Basis einer chemikalischen Wahrheit beruhe. Es gebe mancherlei Gebräu, — so erzählte er mir — welches den Geist wesentlich beeinflusse durch den Körper, und solche Gewalt auf die intellektuellen Fähigkeiten ausüben könne, daß es die Willenskraft einer Person einer zweiten andern Person völlig preisgebe. Auf solche Weise, — so bemerkte Herr John Zant weiter — „erkläre ich mir die Wunder, welche der Liebestrank der Sage und diesem alten Wahn nach so oft zu bewerkstelligen im Stande war.“ Er blätterte nun in dem vor ihm liegenden Bande und wies auf eine Stelle hin, welche, wie er dachte, seine Meinung rechtfertige. Er wolle nur wissen, — fuhr er dann fort — ob meine Beobachtungen nicht diese seine Ansichten vollständig bestätigen. Seine plausible Unverschämtheit — ah, ich bitte abermals um Entschuldigung — ich hätte sagen sollen, sein Willensdrang, war für mich eine belustigende Komödie, doch besaß dieselbe auch eine recht ernste Seite; zu meiner Schande sei es gestanden, daß ich ihm das Hölzchen warf, damit er immer weiter und weiter rede, und so kam es, daß ich eine ganz unerwartete Entdeckung machte. Der Mann besaß sich mit zwei chemikalischen Ingredienzien, ohne deren Bedeutung zu kennen, und will er seine Theorie begründen, so kann er damit die verhängnisvollsten Resultate erzielen; er leugnet, irgend etwas damit thun zu wollen, es sei denn, einem Tiere gegenüber ein Experiment zu versuchen. Ob man aber begründete Ursache hat, ihm zu glauben, das wollen wir lieber nicht weiter unterfragen. Als wir von einander Abschied nahmen, lag in meinen letzten Worten eine Warnung, welche, wie ich hoffe, das gewünschte Resultat erzielen wird. Jedenfalls aber würde es nicht schlecht sein, wenn Sie trachten wollten, Ihren Einfluß auf Ihren Freund geltend zu machen. Sagen Sie ihm, er möge jene kleine Metallschale, die er von London aus mit sich gebracht, wenn er einmal auf die See hinausfährt, ins Boot nehmen, und ist er recht weit draußen im Hochwasser, dann soll er sie über Bord werfen. Wohnen Sie hier in Saint Anna? Ich bin mit meiner Frau bis zum Ende der Woche hier im Orte; erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Adresse überreiche, und besuchen Sie uns doch.“

In der Einsamkeit seines Zimmers über alles nachdenkend, was er vernommen, sagte sich Herr Rayburn, das Klügste, was er thun könne, würde darin bestehen, Frau Zant von Saint Anna zu entfernen; er trachtete, sie vorzüglich für diesen gewaltsamen Schritt vorzubereiten, als er am nächsten Tage mit ihr und Lucie einen gemeinsamen Spaziergang unternahm.

„Wenn Sie noch bedauern, daß Sie sich gezwungen sahen, der Einladung Ihres Schwagers Folge zu leisten,“ sprach er einigermaßen zaghaft, „so vergessen Sie nicht,



Stolz und Arbeit. Gemälde von Alfred H. Strutt. (S. 508.)

daß Sie auch vollständig Herrin Ihrer Handlungsweise sind. Sie brauchen nur zu mir ins Hotel zu kommen, und ich begleite Sie mit dem nächsten Zuge nach London zurück.“ Sie wies dieses Ansinnen mit aller Entschiedenheit von sich. „Ich wäre ein undankbares Geschöpf, wenn ich Ihren Antrag annehmen wollte; glauben Sie, ich sei egoistisch genug, um Sie in einen persönlichen Streit mit John Zant zu verwickeln? Nein, wenn ich mich gezwungen sehe, das Haus zu verlassen, so gehe ich allein.“ Von diesem Entschlusse vermochte nichts sie abzubringen, und während sie mit Lucie allein ihren Spaziergang fort-

setzte, Herr Rayburn aber nach dem Hotel zurückkehrte, fühlte er sich recht unbehaglich. Ein Mann von lebhafterer geistiger Ueberlegung sogar wäre schwer im Stande gewesen, sich zu entscheiden, welche Handlung die beste sei angesichts der Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten. Während er von einem Entschlusse noch immer sehr weit entfernt war, pochte es an die Thüre. War Frau Zant zurückgekehrt? Er blickte empor, da die Thüre aufging und sah zu seiner Ueberraschung Herrn John Zants Haushälterin vor sich.

„Ich hoffe, ich habe nichts Unrechtes gethan,“ bemerkte sie, „ich erlaubte Ihrem kleinen Mädchen, mit einer Spielgenossin an den Strand zu gehen. Uns begegnete diese mit ihrer Mutter ganz knapp an dem Hotel, und die Dame meinte, Sie würden gewiß nichts dagegen einzuwenden haben.“ „Die Dame hat vollkommen recht,“ entgegnete Herr Rayburn, „aber wie kommt es, daß Sie die Aufsicht über meine kleine Lucie hatten, wo ist Frau Zant?“ „Frau Zant fühlt sich unwohl, wenigstens so wurde mir gesagt. Wie ich höre, überkam sie dieses Unwohlsein gerade,

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Die kleine Comtesse: Mama, die Puppe von Verwalters Helene will meinen adeligen Hampelmann heiraten, das kann ich doch nicht zugeben, nicht wahr?



Anlaßlich einer Jubelfeier erhebt sich einer der Gäste, um einen Toast auf den Jubilar auszubringen. Er beginnt seine sorgsam einstudirte Rede mit den Worten: „Hoch gehen die Wogen der Festesfreude —“ wird hier aber so verwirrt, daß er stehen bleibt und trotz minutenlangen Nachdenkens den Faden der Rede nicht wieder aufnehmen kann. Schnell entschlossen, beginnt er noch einmal: „Hoch gehen die Wogen der Festesfreude — und noch einmal hoch — und zum drittenmal hoch!“



Stromer (dem ein alter Stiefel an den Kopf flog): Jetzt weiß ich nicht, ist das a Kmosen oder eine Beleidigung!



Tochter: Vater, was ist denn das, eine Rippjache? Vater (ehemaliger Wädmelster und nunmehriger Rentier): Rippjache? — Rippjache? — Ei nu, das is halt e Schnaps!



Erster Nimrod: Ja, was macht denn der Schachtelhuter wieder dabei, der trifft ja niz — genirt's ihn denn nicht? Zweiter Nimrod: Der ist neulich dem Tierparkverein beigetreten — da hält man's für Humanität.



Zirkusdirektor: Immer herein — immer herein — letzter Platz zwanzig Pfennige! — Gleich geht's los! Bauer: I hab' bloß fünfzehn Pfennige — Zirkusdirektor: Na, man rin — Ihr dürft Euch aber dann nicht auf die Fußspitzen stellen wie die anderen.

als sie mit Fräulein Lucie unser Haus betreten wollte. Mein Gebieter erteilte mir die Weisung, das kleine Fräulein zu Ihnen zurückzubringen; bevor ich mich aber entfernte, möchte ich in Frau Zants Interesse einige Worte mit Ihnen sprechen. Entfernen Sie die Dame aus unserem Hause ohne jedweden Zeitverlust.“

Herr Rayburn war auf seiner Hut und forschte in zurückhaltendem Tone, weshalb er dies thun solle.

Die Haushälterin antwortete in halb indirekter Weise, allem Anschein nach halb im Ernst, halb im Scherz:

„Wenn ein Mann seine Frau verliert, so herrscht, wie man mir sagt, im Parlamente verschiedene Meinung, ob er

recht oder unrecht daran thue, die Schwester dieser seiner Frau zu heiraten. Warten Sie einen Augenblick, Sie blicken mich verwundert an, doch sollen Sie sogleich die logische Begründung dieser meiner Worte verstehen. Mein Gebieter trägt einen klugen Kopf auf seinen Schultern, er sieht und erkennt Schlussfolgerungen, welche der Aufmerksamkeit von Personen gleich mir sonst wohl zu entschlüpfen pflegen; er denkt, daß wenn ein Mann die Schwester seiner Frau heiraten könne, ohne damit ein Unrecht zu begehen, er auch nicht einsteht, weshalb ein anderer nicht im Stande sein sollte, der Witwe seines Bruders sich zu vermählen, ebenfalls ohne damit ein Unrecht zu begehen. Mein Gebieter nun

möchte gern jener Mann sein, der die Witwe seines Bruders freit. Führen Sie dieselbe hinweg, ehe es zu spät!“

„Sie beleidigen Frau Zant,“ entgegnete Herr Rayburn mit einiger Heftigkeit, „Sie beleidigen sie, wenn Sie ein solches Ding für möglich halten.“

„O, ich beleidige sie, meinen Sie das? Hören Sie mich an. Eines von drei Dingen geschieht jedenfalls; entweder man überredet sie, in eine solche Verbindung zu willigen, man zwingt sie durch Furcht dazu, welche man ihr einflößt, oder man gibt ihr irgend ein Opium, das ihr doch noch die Möglichkeit mechanischer Bewegung läßt und vollzieht währenddem den Trauungsakt.“

Herr Rayburn war so entrüstet, daß er die Frau nicht weiterprechen ließ.

„Sie reden hellen Unsinn, es könnte von keiner Trauung die Rede sein, denn das Gesetz verbietet dieselbe,“ wandte er lebhaft ein.

„Gehören Sie wirklich auch zu den Leuten, die nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht?“ lautete die entrüstete Entgegnung. „Nehmen die Behörden etwa kein Geld an? Ist er gezwungen, den nahen Grad der Verwandtschaft anzugeben, wenn er die Trauungslizenz käuflich an sich bringt?“ Die Frau hielt inne und stampfte zornig mit dem Fuß auf dem Boden; das wahre Motiv, welches sie veranlaßte, zu reden, trat schon in ihren nächsten Worten zu Tage und mahnte Herrn Rayburn daran, daß es klug sei, sie liebenswürdiger anzuhören, als es bis jetzt der Fall gewesen.

„Wenn Sie diese Heirat nicht hindern wollen,“ rief sie nämlich heftig, „so werde ich es thun. Wenn Herr Zant moralisch verpflichtet ist, irgend eine Person zu heiraten, so bin ich diese Person. Wollen Sie seine Schwägerin wegnehmen, ich frage Sie zum letztenmal, wollen Sie?“

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, verfehlte nicht, lebhaften Eindruck auf Herrn Rayburn zu machen.

„Ich lehre mit Ihnen nach Herrn John Zants Haus zurück,“ sprach er entschlossen, „und will mir dann selbst ein Urteil bilden.“

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Ich muß vorausgehen, sonst dürfte man Ihnen schwerlich Einlaß gewähren; folgen Sie mir in fünf Minuten und gehen Sie nicht an die Hausthüre.“

Mit diesen Worten verließ sie ihn; auf seine Uhr blickend, wartete er genau fünf Minuten und folgte ihr dann; an der Thüre des Hauses hatte die Wirtschafterin seiner.

„Sie sind beide im Wohnzimmer,“ flüsterte sie leise, „treten Sie geräuschlos auf und überraschen Sie ihn.“

Lauflos öffnete sie die Thüre und ließ ihn bei diesen Worten in das Zimmer treten.

XII.

An einem länglichen Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, saß John Zant und mengte in einer Schale irgend eine Flüssigkeit. Vollständig überrascht, wie er war, zeigte er sich heute in seinem wirklichen Charakter; er sprang auf und protestirte mit einem Fluch gegen diesen unerwarteten Eintritt in sein Zimmer. Seiner Sprache und seiner heftigen Geberde nicht achtend, konnte Herr Rayburn nur Frau Zant anblicken und dann an nichts anderes denken als an sie.

Sie stand an dem gegenüber gelegenen Ende des Tisches, hell von dem Sonnenlicht beschienen, welches in das Gemach drang. Ihre Augen blickten starr vor sich hin, sie waren ausdruckslos wie etwa jene eines Nachtwandlers; ihre Lippen waren leicht geöffnet, der Kopf ein wenig der linken Schulter zugeneigt, als hörte sie mit angespannter Aufmerksamkeit auf irgend ein Geräusch. Das plötzliche Öffnen der Thüre nicht achtend, die heftigen Worte ihres Schwagers nicht vernehmend, der lebhaften Teilnahme Herrn Rayburns unbewußt, so stand sie zwischen den beiden Männern gleich einer Person, aus der alles Leben und alles Fassungsvermögen gewichen war.

John Zants Stimme brach endlich das Schweigen, welches anfangs peinlich zu werden, er hatte die Herrschaft über sich selbst vollständig wiedergewonnen und wußte am besten, daß er gute Ursache habe, mit Herrn Rayburn auf scheinbar freundschaftlichem Fuße zu bleiben.

„Ich bedaure, daß ich mich eben jetzt von meiner Heftigkeit habe hinreichend lassen,“ sprach er. „Wir sind beide ihretwegen besorgt,“ fügte er hinzu, mit der Hand auf seine Schwägerin weisend und dann wieder die Mixtur in der Silberchale unbehindert weiter rührend.

„Wann ist sie in diesen traumähnlichen Zustand verfallen?“ fragte Herr Rayburn.

„Vor kaum einer halben Stunde, gerade als sie sich vor der Thüre meines Hauses einfand. Glücklicherweise war ich zur Stelle; ohne mit mir zu sprechen, ohne mich zu beachten, stieg sie die Treppe hinauf wie eine traumbelegene Person. Sie stellte sich an die Stelle, an welcher sie sich noch jetzt befindet, sie hat sich nicht bewegt; es ist ein nervöser Zustand seltsamer Art, der einem Starrkrampf sehr ähnlich ist.“

„Haben Sie um einen Arzt gesandt?“

„Ein Arzt wäre überflüssig.“

„Ich bitte um Entschuldigung; meines Erachtens ist medizinischer Beistand von der absolutesten Nothwendigkeit.“

„Seien Sie so freundlich, mein Herr, sich daran zu erinnern, daß die Entscheidung darüber mir allein, als dem Verwandten der Dame, anheimzufallen kann; ich kenne die Natur ihrer Anfälle und bin eben daran, das richtige Mittel in Anwendung zu bringen.“

Herr Rayburn trat näher hinzu, fest entschlossen, nach der Schale zu greifen. „Ein Mittel Ihrer eigenen Fabrication?“ fragte er. Der Ausdruck seines Gesichtes jedoch mochte verraten haben, daß er Verdacht schöpfte. John Zant erhob sich und wich mit der Schale in das Innere des Gemaches zurück. Dann eilte er mit einer hastigen Bewegung auf seine Schwägerin zu, in deren starre Gestalt mit einemmale Leben und Bewegung zu geraten schien, denn sie zitterte am ganzen Körper und hob die schlaff zur Seite niederhängenden Hände wie zur Abwehr empor; es ging durch

ihre Gestalt ein nervöses Zucken; es war, als sei sie plötzlich mit irgend einem Gegenstande in Kontakt geraten, dann aber stand sie wieder regungslos still.

John Zant bemerkte die Wandlung gar wohl, welche mit seiner Schwägerin vorgegangen war.

„Sie fängt an wieder zum Bewußtsein zu gelangen,“ bemerkte er; „das Mittel wird ihr nützen.“

Er trat näher, so zwar, daß seine Gestalt nun auch vom Licht der Sonne umflossen war; Herr Rayburn folgte ihm, fest entschlossen, es zu hindern, wenn Zant seiner Schwägerin die Schale hinreichen sollte. Zant wartete noch, seine Schwägerin unausgesetzt beobachtend.

„Ermanne Dich!“ sprach er endlich.

Sie blieb in der gleichen Stellung, in Gedanken oder in Traum versunken.

„Ermanne Dich,“ wiederholte er, „und trinke dies!“

In dem Augenblick, in welchem er ihr die Schale bot, streckte Herr Rayburns Hand sich aus, um darnach zu fassen. John Zants Hand blieb ausgestreckt; mit einem Schrei trachtete er, dieselbe an sich zu ziehen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

„Was ist mir denn? Wer hält mich? O, wie kalt es mir über den Rücken läuft, so eiskalt!“ Seine Züge verzerrten sich konvulsivisch, seine Augen verdrehten sich, so daß man nur noch das Weiße sah, dann fiel er mit einem erneuten Schrei zu Boden.

Die Haushälterin hatte den Fall gehört und stürzte ins Gemach; sie kniete an der Seite ihres Gebieters nieder, sie löste die Krawatte an seinem Halse mit der einen Hand und wies mit der andern nach dem Tische hinüber.

Frau Zant hatte noch immer die gleiche Stelle eingenommen, aber es ging doch eine Veränderung in ihren Zügen vor; nach und nach nahmen auch die Augen wieder ihren natürlichen Ausdruck an, dann schlossen sie sich plötzlich. Sie taumelte vom Tische zurück und griff mit den Händen in der Luft umher, als suche sie irgend einen Stützpunkt; Herr Rayburn stützte auch sie, noch ehe sie zu Boden fiel, hob sie in seinen Armen empor und trug sie aus dem Zimmer.

Eine der Hausdienerinnen begegnete ihm im Korridor, er sendete dieselbe um einen Wagen und eine Viertelstunde später befand sich Frau Zant in seiner sicheren Obhut im Hotel.

XIII.

Am selben Abend noch erhielt Frau Zant ein von der Haushälterin verfaßtes Billet. Dasselbe lautete:

„Die Ärzte geben wenig Hoffnung, der paralytische Schlag hat die eine Seite gänzlich gelähmt; sollte ihn der Tod auch nicht ereilen, so ist und bleibt er doch ein hilfloser Mann. Ich werde bis zuletzt für ihn Sorge tragen; was Sie betrifft, so thäten Sie am besten daran, ihn zu verlassen.“

Frau Zant gab Herrn Rayburn das Billet.

„Lesen Sie es und zerstören Sie dasselbe,“ sprach sie. „Es ist in voller Unkenntnis der entsetzlichen Wahrheit geschrieben.“

Er gehorchte und blickte sie schweigend an, erwartend, daß sie noch mehr sagen werde. Sie barg das Antlitz in den Händen; die wenigen Worte, welche sie an ihn gerichtet hatte, waren offenbar langsam und widerstrebend ihren Lippen entschlüpft.

„Keine menschliche Hand hat Herrn John Zants Rechte zurückgehalten, der Geist des Unsichtbaren war es, der mich schützte, ich weiß das, es genügt mir und ich forsche nicht weiter.“

Nachdem sie diese Worte gesprochen, erhob sie sich und reichte ihm die Hand; er öffnete die Thüre und bemerkend, wie sehr sie der Ruhe bedürfte, geleitete er sie nach dem Schlafgemach, welches er für sie gemietet hatte.

Allein zurückbleibend, fing er an die Aussichten zu überlegen, welche die Zukunft für ihn hatte. Als was sollte er die Frau betrachten, welche ihn soeben verlassen? Als ein armes, durch Krankheit geschwächtes Geschöpf, als das Opfer ihrer eigenen nervösen Einbildungskraft oder als ein Wesen, welchem wirklich eine übernatürliche Erscheinung in den Weg getreten? Es wurde ihm jetzt zum erstenmal klar, was er ihr gegenüber eigentlich empfand, angesichts des Bewußtseins, daß es ihm peinlich war, sie als ein Wesen ansehen zu sollen, dem er nur Mitleid zollte. Er fühlte, daß er geneigt sei, Freuden und Sorgen dieses Lebens mit ihr zu teilen, daß sie einen Platz in seinem Herzen einnehme, welcher keiner andern Frau zukomme.

XIV.

Am folgenden Tage verließen sie Saint Anna.

Am Ende ihrer Reise angelangt, klammerte sich Lucie an Frau Zants Arm. Thränen traten in die Augen des Kindes.

„Müssen wir denn wirklich Lebewohl sagen?“ fragte sie, sich voll Betrübniß an den Vater wendend.

Es schien, daß auch diesem das Sprechen schwer werde.

„Frage sie selbst, mein Kind,“ stieß er mit etwas unsicherer Stimme hervor.

Das Resultat aber befriedigte ihn nicht wenig, Lucie sollte keine Ursache zur Betrübniß haben und Frau Zant willigte ein, dem Vater des kleinen Mädchens ihre Hand zu reichen.

Stolz und Arbeit.

(Bild S. 596.)

Es sind recht trübe Gedanken, denen der arme, zum Laßtier degradierte ehemalige Jagdhund nachhängt. Mit eingezogenem Schwanz und traurig hängenden Ohren trottet er melancholischen Blickes einher, ein Bild des Jammers und der Ergebung. Er muß sich sein Brot hauer verdienen, ja oft an den Liebfögen seines nicht minder melancholisch dreinschauenden Herrn genügen lassen. Da ist es ein schlechter Trost, daß ihm die Kinder zum Jubeln, wenn er auf dem Jahrmarkt seine Kunststücke zeigt, wenn er durch Reifen springt und auf Stuhlpyramiden klettert, oder von seinem mutwilligen Reiter sich allerlei Schabernack gefallen läßt. Hat er doch oft genug nichts zu nagen und zu beißen, und das ewige Einerlei strenger Arbeit, während es ihn so heftlich verlanget, wieder einmal frei und fröhlich durch Wald und Feld dem Wilde nachzujagen! Doch fort mit solchen Gedanken, sie verbittern bloß und helfen zu nichts! So wendet er kaum den Kopf, als es jetzt vorbeigeht an dem stolzen Palaste und den noch stolzeren Gemäßen seines Geschlechts. Die freilich strafen mit Verachtung nicht bloß ihn, sondern auch seinen Herrn. Der prächtige Bernhardiner ist ganz entrüstet, daß sich solches Gefindel in diese vornehme Gegend wagt, und doch besteht seine Arbeit einzig darin, mit seiner schönen Gebieterin spazieren zu gehen oder dem Herrschaftsgefährte voran zu springen, und gar der faule, feiste, klaffende Mops hat nichts anderes zu thun, als sich den Bauch zu füllen und auf dem Schoße seiner Herrin Siesta zu halten. Die zwei haben keine Ahnung von dem „Kampf ums Dasein“, von dem „Hundeleben“, das ihre Brüder führen müssen.

Wie sehen, auch in der Tierwelt gibt es eine soziale Frage, die freilich nicht so sehr brennend ist und auch niemals befriedigend gelöst werden wird.



Das Panplastit.

Skizze

von

A. Streckheim.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Seit der Erfindung der Schießbaumwolle im Jahr 1846 hat sich die Zahl der Sprengstoffe bedeutend vermehrt, aber trotzdem vergeht fast kein Jahr, welches uns nicht noch neue Stoffe brächte, denen ihre Erfinder die erdenklichsten Vorteile vor den schon bestehenden Explosivstoffen nachrühmen. Natürlich ist es für den praktischen Gebrauch in Krieg und Frieden dringend notwendig, bei diesem embarras de richesse sorgfältig die Spreu vom Weizen zu trennen, da die von ihren Vätern gelobten Kinder nicht immer halten, was jene versprochen haben. Von den in den letzten Jahren erfundenen Explosivstoffen ist der bei weitem interessanteste und trotzdem fast gar nicht bekannte das von dem französischen Chemiker Eugène Turpin erfundene Panplastit, welches keinen enormen Wirkungen gemäß benannt worden ist, denn das Wort (abgeleitet von *pan* und *plast*) bedeutet in deutscher Sprache: Alleszerbrecher.

Die Eigenschaften dieses Materials sind so besonder: und eigentümlicher Art, da dasselbe zugleich Sprengstoff und auch Leuchtstoff ist, daß man es in keine der bestehenden Klassen der Explosivstoffe einreihen kann, sondern ihm notgedrungen einen Platz für sich allein anweisen muß. Daher muß das Panplastit das höchste Interesse aller Techniker und Chemiker hervorrufen.

Das Panplastit ist ein Sprengstoff, welcher Stickstoffsuperoxyd oder Unterjaspeteräure als Basis hat. Das reine und wasserfreie Superoxyd ist orangebraun, hell und durchsichtig. Seine Farbe dunkelt, je nachdem seine Temperatur steigt. Diese Base leitet beim Panplastit die Verbrennung ein, während als Brennstoff derselben hinzugefügt werden können: Erdöl, Schwefelkohlenstoff, animalische Stoffe, animalische oder vegetabilische Öle und Fette. Die Anwendung eines oder des andern der letzteren Brennstoffe gibt jedesmal ein anderes Sprengmittel mit größerer oder geringerer Wirkung, so daß man hiedurch ein Mittel in der Hand hat, das Panplastit für die verschiedensten Sprengzwecke zu verwenden. Als eine besonders kräftige Mischung und besonders für Kriegszwecke sehr empfehlenswert nennt Herr Turpin ein mit Nitrobenzin hergestelltes Panplastit. Zum Besten der Menschheit ist diese Mischung recht hübsch teuer, so daß hoffentlich Nitrobenzin und andere Dynamitbestandteile von ihrer Verwendung Abstand nehmen werden.

Abgesehen von den verschiedenen Brennstoffen im einzelnen, setzt sich das Panplastit im Prinzip zusammen aus zwei in einander löslichen Flüssigkeiten, welche, jede für sich, inoffensiv sind. Um ein viel wirksameres Sprengmittel zu erhalten, als es der beste Dynamit ist, braucht man nur beide Substanzen einfach wie Wein und Wasser zu einer Limonade zusammenzulegen. Es ist weder ein Umrühren noch viel weniger eine chemische Reaktion notwendig.

Einige Mischungen des Panplastits sind sogar unentzündlich, andere bald mehr, bald weniger entzündlich, aber keine Mischung detoniert in einem offenen Gefäß durch Feuer allein, sondern es bedarf dazu stets einer Anfangsexplosion durch Knallquecksilber. Ebenso wie das Nitroglycerin kann man auch das Panplastit von einer porösen Substanz aufhängen lassen und verliert es dann von seiner Empfindlichkeit gegen den Stoß, genau so, wie dies bei den Dynamiten der Fall ist. Mit den letzteren wurde das Panplastit in unzähligen Fällen vergleichsweise probiert und erwies sich in allen Fällen den Dynamiten ganz bedeutend überlegen.

Ein Ingenieur Leclerc führte unter anderen mehrere Versuche mit Kugeln von 4 Centimeter Durchmesser und 5 Centi-

meter Höhe aus, auf welche ein kleines Glasgefäß, gefüllt mit Dynamit oder Panplastit, gestellt und dann zur Explosion gebracht wurde. Als Endresultat ergab sich hierbei, daß 20—25 Gramm Dynamit den Zylinder comprimierten, daß aber schon 10 Gramm Panplastit denselben völlig zerstörten. In einem andern Falle legte man auf eine 2000 Quadratmeter große Sandsteinspaltung ein Glasgefäß mit 20 Gramm Panplastit. Dasselbe zermalmt bei seiner Explosion die Pflasterung völlig zu Staub.

Eine Panplastitcartouche von 60 Gramm zerplatzte eine Eisenbahnschiene auf eigener Schwelle in ganz kleine schmale Stücke, welche größtenteils tief in die zermetallerte Schwelle eingedrungen waren. In einem zweiten Falle durchschlug eine Dynamitcartouche von 100 Gramm eine Eisenbahnschiene, ohne besonderen Effekt auf die Schwelle hervorzubringen, während 50 Gramm Panplastit die Schiene nicht nur durchschlugen, sondern auch den Teil, welcher unter der Cartouche lag, bis auf 2 Centimeter in die eigene Schwelle hineintrrieben.

In Cherbourg stellte Herr Turpin durch mehrfache Vergleichsversuche auf den Holzhöfen des Mr. Herfent bei Sprengungen in schieferhaltigen, mit Quarz gemischten Felsen und in zwanzig Jahre altem Mauerwerk aus Granit und Zement im allgemeinen fest, daß ein bestimmtes Gewicht des Panplastit denselben Effekt hervorbringt, als das doppelte Gewicht des Dynamites von derselben Empfindlichkeit. Im Gegensatz zu diesen bösenartigen Wirkungen gibt es nun aber höchst merkwürdigerweise auch solche, welche so ruhig brennen, daß der Erfinder dies benützte zur Konstruktion eines leicht tragbaren Apparates für die Zwecke der optischen Telegraphie der Feldarmeen.

Die Behauptung, daß diese leuchtende Mischung ein Licht erzeugt, welches in seiner Helle und Intensität mit dem elektrischen Licht konkurrieren könne, wird Herr Turpin jedenfalls erst noch beweisen müssen, bevor sie ihm geglaubt werden kann.

Glaubhafter erscheint es, daß die leuchtende Eigenschaft des Panplastit vielfache Verwendung bei Laboratorienarbeiten und bei Ausführung von photographischen Arbeiten bei Nacht finden kann. In letzterem Falle will Turpin zwei Lichter verschiedener Stärke vorwärts, aber zu beiden Seiten des zu photographirenden Objektes aufstellen. Der stärkere Lichter soll das Licht liefern, der schwächere die Schatten so weit vermindern, als er reicht, und das Dunkelwerden des Bildes verhindern.

Aber Herr Turpin hat der Ueberraschungen noch nicht genug! Er hat berechnet, daß die leuchtende Mischung beim Verbrennen eine Temperatur von circa 3000 Grad Celsius erzeugt, so daß das Platin in dieser Hitze schmilzt und die Mischung so viel an Platin einschmelzen kann, als ihr eigenes Gewicht beträgt.

Wir meinen, daß ein Sprengstoff von so merkwürdigen Eigenschaften wohl wert ist, auch dem Laienpublikum bekannt zu werden, ganz abgesehen von dem vielseitigen Interesse, welches er dem Bergmann, dem Ingenieur, dem Soldaten, dem Chemiker und dem Photographen bieten muß, wenn auch bis auf weiteres die Herstellung des Panplastit im großen noch auf vielfache Hindernisse stoßen wird.

Kultur des Kummels.

Die Kummelpflanze verlangt einen mürben, etwas bindigen und von Natur oder durch Mergelung kalkhaltigen Boden, der warm und trocken liegt und während des Winters nicht durch stagnierende Nässe gefährdet wird. Hat man ein solches Land, dann kann der Kummel nach jeder Frucht folgen. Ist zur Bearbeitung des Landes im Herbst noch gehörige Zeit gegeben, dann pflügt man die Stoppel flach unter, läßt das Unkraut aufkommen, gibt später die tiefe Furche, und wenn Kräftigung des Landes nötig ist, hilft man durch Auffahren der Jauche nach. Nach Hackfrüchten oder dergleichen kann die tiefe Furche zur beliebigen Zeit während des Herbstes gegeben werden. Im Frühjahr wird dann der Boden mehrmals sorgfältig abgeeggt, bis er die gehörige Klarheit der Ackerkrume gewonnen hat und dann schreitet man in der Zeit der Baumbllüte zur Bestellung. Hat man wegen der Vorfrucht im Herbst nicht die gehörige Zeit zur Bearbeitung des Landes, dann wählt man das Pflanzen des Kummels. Man bereitet ein Gartenbeet von entsprechender Größe des Acker schon im Herbst vor, macht es im Frühjahr für die Einsaat zurecht, läßt beim Anfang der Baumbllüte die Körner aus, pflügt die aufgegessene Saat durch Jäten und Bedecken und wartet nun zum Verpflanzen einen trüben Tag während des Juli ab. Während der Zeit kann man dem Acker sehr bequem die gehörige Zurechtung geben und der Pflanzlohn wird durch die Erparung der Kosten des Jätens und Bedeckens, was beim Kernkummel bis zum Juli nötig ist, fast aufgehoben; auch hat man nun die richtige Stellung der Pflanzen bei der Verpflanzung ganz in der Hand. Darum ist diese Art der Kummelkultur im allgemeinen beliebter, hat aber den Uebelstand, daß zu dieser Zeit öfter keine feuchte Witterung eintritt. Bei beiden Kulturweisen muß nun der Kummel den Winter bestehen. Man schneidet im Herbst das Kraut bis zum Herzblatt ab und verbraucht es zur Fütterung. Die strengste Kälte schadet ihm nicht, nur stauende Nässe kann er nicht vertragen.

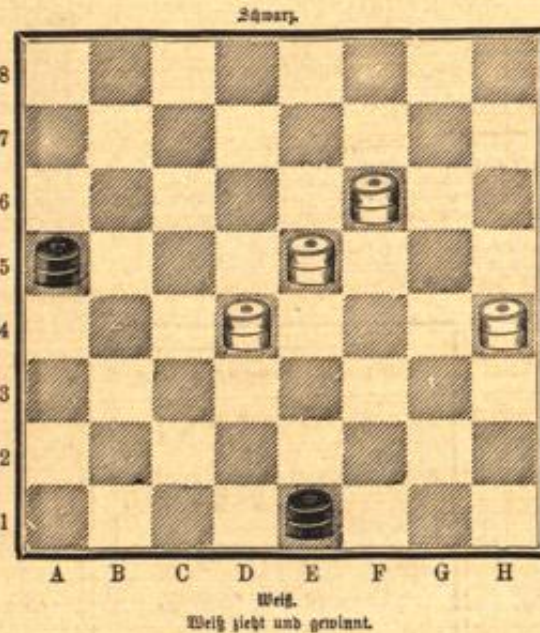
Interessante Bücher.

Ein Buch, das jetzt großes Interesse erregen dürfte, ist: „Der Sternberger See in Wort und Bild“, von G. A. Horst (München, Horst & Comp.). Wir erhalten hier eine große Anzahl hübsche Bilder der landschaftlich-schönen Uferseen des bayerischen Sees in kräftigen, naturwahren Zeichnungen, durch gute Holzschnitte wiedergegeben, umrahmt von vortrefflichem Text. Der interessante, jetzt besonders in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückte See ist in diesem Werke von allen Seiten beleuchtet und Bild und Wort spiegeln ein herrliches Bild des deutschen Vaterlandes, das allerdings für viele Jahrzehnte einen wehmütigen, traurigen Zug durch das unheimliche Drama, welches sich bei Schloß Berg in den Fluten des schönen Sees abspielte, erhalten. Die Abbildung des Schlosses Berg, welche die Stirnseite unseres Heftes schmückt, haben wir dem Werk entnommen. — Der dreizehnte Band von der neuen Auflage (13.) des Brockhaus'schen „Konversationslexikons“ liegt jetzt vollendet vor und das ganze große Unternehmen ist somit bis zum Ende des Buchstabens K vorgeschritten. Gegen die früheren Auflagen ist diese außerordentlich bereichert, der selbe Band der zwölften enthielt bis zu diesem Punkt 2114 Stichwörter, hier sind uns

6782 geboten, darunter größere Artikel, wie eine sehr eingehende Biographie Pius IX., eine Abhandlung über Polarforschung mit Angabe der neu errichteten internationalen Beobachtungsstationen, ferner sehr interessante Abschnitte, wie das Königreich Preußen, die preussischen Provinzen Pommern, Posen unter Zugrundelegung der neuesten statistischen Daten, dann größere Artikel über Postwesen, Rechtshilfe, Reichsgericht und andere mehr. Die Illustrationsbeilagen in diesem Bande stehen auf der Höhe der heutigen, alles illustrierenden Zeit. Der Band weist 16 Bildertafeln, 10 Karten, einige Chromolithen und viele in den Text gedruckte Holzschnitte auf. Besonders Interesse erregen die Bilder von den Ausgrabungen von Pompeji und dem alten Rom.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 13.



Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 12, Seite 551:

- | | |
|--|--------------------|
| 1) A 1 — B 2 | 1) D E 5 — A 1. |
| 2) F 2 — G 3 | 2) H 4 — D 4. |
| 3) D 2 — C 3 | 3) D 4 — B 2. |
| 4) C 1 — D 2 | 4) D H 6 — C 1. |
| 5) D F 8 — H 6 | 5) D C 1 beliebig. |
| 6) D H 6 — C 1 gewinnt, da Schwarz nicht mehr ziehen kann. | |

Rösselsprung.

leicht	der	die	ihn	den	ist	nungs-	ge-
lieb'	für	und	den	ge-	duft	ge-	band
seem	ein	spinnst	wie	nehm'	rei-	weht	hoff-
ein	es	über	licht	aus	luft	ein	ein
land	und	gün-	son-	liegt	den	der	von
braucht	den	als	ge-	im	ein	ger-	thr
knüpft	sig	mer-	hoff-	mir	da	selbe	gen
fa-	o	von	wir	gehn	nun-	zu	haucht

Kleine Korrespondenz.



Abonnentin in Coccquio. Man nimmt die Stiele der großen Blattpflanze, zieht die Haut ab und kocht das Mark ein, je nachdem man es verwenden will.
Hrn. G. M. F. in Hall. Ja, Morgenröthe hat Gold im Munde.
Abonnentin in Brunn. Fragen Sie bei Hartlebens Verlag (Wien) an.
Hrn. W. Mantler in Breslau. Wir können Ihnen für diese Zwecke nur das A. Menzelsche Wert empfehlen; teuer, aber genial.
Hr. Elise Röber in Barmen. Allerdings, da Schall und Licht physikalisch nur Bewegung sind, so haben Sie die Wette gewonnen.
Hrn. Mey in Riga. Vorsichtiges Auswaschen mit kaltem Wasser wird hier das einzige Mittel sein, denn der Stoff ist empfindlich, die Farbe noch mehr und Rasse ein hartes Farbpigment.
G. W. 100. Der Autor wohnt in Gannstadt. Der Name genügt.

Abonnent E. M. in Kolmar. Das kann Ihnen nur ein Ingenieur beantworten.
Hrn. V. Riedel in Gl. Sub rosa — in seiner Form. Gekantete heißt ein Cyper von hundert Tieren, ein großes öffentliches Cyper.
Hrn. Josua M. in Stockholm. Korrespondieren Sie getrost in Ihrer Landessprache mit uns, wenn Ihnen Deutsch oder Französisch solche Schwierigkeiten macht.
Hr. Emilie v. Reinhardt in H. Mit Vergnügen. Senden Sie nur ein.

Abonnent in Kofel. An den Kaiser des Unterrichts sich zu wenden, dürfte in diesem Fall das Beste sein.

Hrn. J. M. in Thale. Schreiben Sie an die Firma in Hamburg. Kamerun wohl kaum.

Frau Gutsbecker G. Gruber in Ruffein. Zu spät, zu spät! — das ist ein bitteres Wort.

A. S. in Ländscheld. Wir haben jetzt doch noch eine derartige Bibliothek in Erfahrung gebracht, nämlich Cassels National Library, edited by Professor Henry Morley, London.

Abonnent seit 1882. Ihr Wunsch betreffs der älteren Jahrgänge unseres Journals kann nur teilweise erfüllt werden; es sind momentan zu ermäßigten Preisen noch zu haben: 1863 gebunden für 4 Mark, 1860 und 1861 broschiert für je 3 Mark.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Rosine Bihlbal, Prag; Pauline Göbel, Breslau; Emma Winter, Hannover; Mariane Gerten, Wien; Ottilie Hanke, Göttingen; Martha Briet, Chicago; Eva Horst, Magdeburg; Frau Ottilie Sauerlin, Frankfurt a. M.; Emma Holte, Petersburg; Hrn. A. Kellner, Prag; G. Hamisch, Leipzig; J. Teufcher, Oberglogau; A. Röh, Magdeburg; O. Venecet, Karolinenthal; P. Kusca, H.; J. Kranzacher, New-York; A. Kohnst, Aachen; A. Trautmann, Rostau; J. Brebel, Nürnberg; W. Ganshorn, Heilbrunn; E. Rau- litz, Berlin; W. Greenbock, Kopenhagen; W. Paulsen, Kiel; J. Josua, Orontowik; W. Grau, Ulm; X. Bikel, Prag; M. Röhrer, Wien.

Frau W. v. R. in Nürnberg. Soll geschehen. Eine Photographie ist aber eine scharfe Waffe.

Hrn. W. Semb... in Berlin. Wir empfehlen Ihnen die „Kleine Poetik für Schule und Haus“, nach Ernst Reinholds dreibändiger Poetik neu bearbeitet von Karl Leimbach (Bremen, Heinsius), als klares, kurzgefaßtes und brauchbares Buch.

Abonnent in Joffen. Ja, doppelsohlenlautes Latron und Wein- steinjäre.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Alter Abonnent in Kresjow (Galizien). Die Massage von Dr. Neumann, Leipzig, Griedens Verlag, Herner Reimayr, Technik der Massage, Döplig und Deutsche in Wien.

Abonnent in H. Gegen das Gicht, beziehungsweise Rheumatis- musleiden empfiehlt sich der Gebrauch des Jäthpols. Die Anwendung ist folgende: Zuerst werden die leidenden Teile mit warmem Seifen- wasser abgewaschen und sanft, ohne dabei zu reiben, abgetrocknet, dann wird das Jäthpol mit der Hand — immer nach aufwärts, das heißt dem Körper zu streichend — leicht verrieben und hernach der betreffende Teil mit Flanell, Watte oder auch Leinwand umwickelt. Dies wird morgens und abends wiederholt.

L. in Dresden. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich hier keine bestimmte Behandlungsweise angeben, nur so viel ist sicher, daß dieses Leiden heilbar behandelt werden muß. Den dauernden Aufenthalt in einer Klinik halten wir hierzu jedoch nicht für unbedingt notwendig.

Franz Ries, Abonnent. Ob dieser rote Fied noch beiseite gelassen werden kann, läßt sich umgehen nicht sagen. Versuchen Sie einmal Wajungen mit Jäthpolsheile.

Dr. Sch.

Antworten.

Auf 36): In Beantwortung der Frage: „Kann dem durch andauernde Feuchtigkeit beschädigten Kopfhaut die frühere Elastizität und Kraft nicht wieder zurückgegeben werden?“, bin ich folgendes mitzuteilen im Stande: Das Haar ist eben mehr oder weniger angefaßt, beziehungsweise angeknist; das einzige Mittel ist, das Haar gründlich auszuwaschen, dann in frischem, wenn möglich kochendem Wasser auszuwaschen und am besten durch die Sonne trocknen zu lassen, natürlich muß es, bevor dasselbe verpackt wird, wieder klar aufgesäubert werden. Es besteht zwar allgemein die An- sicht, daß altes Kopfhaut durch Kochen die Kraft noch mehr verliere, das ist jedoch eine total irrige, denn nicht an Kraft, sondern an Schmutz und Staub, der sich im Lauf der Jahre an das fettige Haar angelagert hat, verliert es; der Staub und Schmutz gibt dem Haare eine scheinbare Kraft, frißt das Haar jedoch langsam, aber unverzüglich auf. Es ist daher dringend geboten, beim Umarbeiten der Kopfhaut die darin enthaltenen Haare — wie oben angegeben — auszuwaschen und zu trocknen.

G. Michael Gähner.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Den Pedros Brautnacht, Erzählung von Max von. Fortsetzung. — Juli, Gedicht von Fr. Kan. Seidl. — Kornelia, die Mutter der Grochen. — Friedrich der Große in Potsdam. — Infanterie, Novelle von Hermann Vieh- selb. — Ueber neuere Verläufe an einer infanteristischen Pflanze. — Von einem Geist berichtet, Erzählung von Wilfrid Gollmit. — Autorisierte deutsche Uebersetzung von Max v. Weizsäcker. — Schluß. — Stolz und Arbeit. — Aus Natur und Leben: Das Panplastit, Skizze von A. Strödel; Kultur des Kummels. — Interessante Bücher. — Damespiel. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Juli, Zeichnung von H. Giacometti. — Kornelia, die Mutter der Grochen, Gemälde von G. Boulanger. — Friedrich der Große in Potsdam 1779, Gemälde von W. Camphausen. Mit Genehmigung der Kunst- verlagshandlung von Rud. Schuster in Berlin. — Stolz und Arbeit, Gemälde von Alfred W. Strutt. — Aus unserer humoristischen Kasse, sechs Original- zeichnungen.

Ueber Wilhelm Jordan, „Die Sebalds“, welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verlaufen wurde, soeben in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen ist.

Ichrieb die „Allgemeine Zeitung in München“: Kunstvolle Kompo- sition läßt bei reicher Fülle der Begebenheiten die Uebersicht nirgend verloren gehen. Ueberall werden wir heimisch und sehen Räume, Handlung plastisch deutlich vor uns. Jede Gestalt steht lebendig vor Augen. Schöpfung von gewichtigem Dienst zur Gesund- erhaltung des deutschen Volkslebens.

Das „Leipziger Tagblatt“: Weiserhauf ins Herz der Zeit. Seherhand läßt den Schleier von den großen Fragen, von denen die Massen in dunklem Drange taumelnd fortgetrieben werden. Die „Sebalds“ geben der Welt die Erfüllung der symbolischen Den- dogmen der alten Weltanschauung durch die siegreichen Wahr- heiten der neuen. Handlung in hohem Maße spannend; Sprache klar und flüssig, durchdringt von edlem Realismus.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakespeares sämtliche Werke.

Illustrierte Pracht-Ausgabe.

fünfte Auflage. 4 Prachtbände in gr. Lex. Oktav. fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 40 Mark. Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 60 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden. Es läßt sich kaum ein schöneres literarisches Festgeschenk für Erwachsene denken, als diese herrliche, aufs reichste und schönste illustrierte Shakespeare-Ausgabe.

Stuttgart und Leipzig.

Mit 830 Illustrationen

von Sir John Gilbert.

Eingeleitet und übersetzt von J. W. Schlegel, Fr. Gadenstedt u. a. Nach Shakespeares Portrait und Biographie.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Inserate

finden in der „Illustrierten Welt“ bei deren großer Auflage die weiteste Verbreitung, hauptsächlich in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, dann aber auch in dem übrigen Ausland. Preis für die fünfmalgepaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M.

Technikum

(Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschüler- u. Malerschule)

Buxtehude

bei Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pensionat billig. Programme gratis u. franko d. Direktor Kittenkofer.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Heftbeiragen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 R. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Feinmode für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das ganze Kinderalter umfassen, ebenso die Feinmode für Herren und die Welt- und Tischmode etc., wie die Handarbeiten in ihren ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Schneidungen für Weiß- und Wollstoffe, Sammet-Größen etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition. Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 2. 1284

Trunksucht

heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtliche Zeugnisse und eidlich erhaltene Zeugnisse. Reinhold Seifert, Fabrikant in Dresden 10. 1227

BAD WILDUNGEN.

Gegen Stein-, Gries-, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmut, Syphilis etc. sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: Georg Victor-Cuella und Gelehen-Cuella. Wasser derselben wird in heißer Füllung verwendet. — Anträgen über das Bad, Befestigung von Wohnungen im Badelagerräume und Europäischen Hofe etc. ertheilt: Die Inspektion der Wildungen Mineralq.-Aktiengesellschaft.



J. Kleinsorge,

Brilon, Westf. Fabrikation: Alle Sorten Pfeifen und Weichsel-Cigarrenspitzen. Als lange Pfeife empfehle ich die wohlbekannte und weitberühmte Briloner-Pfeife, Hauptpfeife seiner Durchlaucht des Fürsten v. Bismarck. 6 Stück versende post- und portofrei für 11 M. 75 P. Auch werden Eingelagerplätze abgegeben und Aufstellungsverträge zurückerhalten. 1217



C. L. Flemming 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S. empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.



gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigkeit. 12, 18, 24, 30, 36, 42, 48, 54, 60, 66, 72, 78, 84, 90, 96, 102, 108, 114, 120, 126, 132, 138, 144, 150, 156, 162, 168, 174, 180, 186, 192, 198, 204, 210, 216, 222, 228, 234, 240, 246, 252, 258, 264, 270, 276, 282, 288, 294, 300, 306, 312, 318, 324, 330, 336, 342, 348, 354, 360, 366, 372, 378, 384, 390, 396, 402, 408, 414, 420, 426, 432, 438, 444, 450, 456, 462, 468, 474, 480, 486, 492, 498, 504, 510, 516, 522, 528, 534, 540, 546, 552, 558, 564, 570, 576, 582, 588, 594, 600, 606, 612, 618, 624, 630, 636, 642, 648, 654, 660, 666, 672, 678, 684, 690, 696, 702, 708, 714, 720, 726, 732, 738, 744, 750, 756, 762, 768, 774, 780, 786, 792, 798, 804, 810, 816, 822, 828, 834, 840, 846, 852, 858, 864, 870, 876, 882, 888, 894, 900, 906, 912, 918, 924, 930, 936, 942, 948, 954, 960, 966, 972, 978, 984, 990, 996, 1000.

Klinik zur gründlich. Heilung v. Haut-, Unterleibs- u. Schilddrüse, Nerven- u. Rheumatismus etc. Dir. Dr. Rosenfeld, Berlin, Zimmerstr. 65. Prospekt gratis. 1314

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

Echte amerikanische wasserdichte Patent-Wäsche (beste Marke) zum Selbstreinigen. Illustrierte Preislisten für Private und Wiederverkäufer gratis und franko. Alexander Brünell, Köln und Berlin. 1260

Julius Gertig, 1843, etabliert Ferdinand Gertig 1883. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg. Referenz: die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekt an Kunden gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Loten! — Keine Börsenspekulation. Gewinnresultate 1885 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch. 1287

Stottern! 1298 wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.



Größte Spezialfabrik für Badeapparate, Berlin. Fabrikation zur Herstellung von Sanitätsgeräten (vormals)

Mur mit dieser Schutzmarke. Professor Dr. Lieber's Nerven-Kraft-Elixir zur dauernden, robusten und sicheren Heilung aller, selbst der heftigsten Nervenleiden. Dauernde Heilung von Bleichsucht, Angstgefühlen, Kopfweiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc. Jedes Häufchen besagt das jeder Flasche beiliegende Zertifikat. Preis 1/2 Fl. Mk. 5. —, ganze Fl. Mk. 9. —, gegen Einblendung oder Nachnahme. Haupt-Depot: M. Schulz, Hannover, Schillerstr. Depots: Hirsch-Apothek, Stuttgart, Löwen- u. Angeln-Apothek, München, Engel-Apothek, Würzburg, St. Nikola-Apothek, Augsburg, Zentral-Apothek, Reg. Meissen-Apothek, Straßburg i. El., Gieseler-Apothek, Adm. Glogaustr. Pharmacie internationale Hamburg, Reuterwall 25. Löwen-Apothek, Halle a. S. Albert-Apothek, Leipzig, Adler-Apothek, Breslau, Ring 30. Rote Apotheke, Posen. Apothek 1. golden. Anter, Grabow-Platz. Alte Feld-Apothek, Wien, Stefansplatz. Apothek P. Hartmann, Stieborn i. Schweiz. Ferner zu beziehen durch: Dr. Blatzeder-Rath, Frankfurt a. M., Cyprianplatz 4. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. Albert Neumann, Danzig, Otto-Rath, Königsberg i. P., Sadheimerstr. 44. 1292

Planinos, billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probensendung, Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Almanach für junge Kaufleute Wichtiges Buch für Bureau u. Comptoir. Inhalt und anderem. Wie erlangt man eine gute Stelle? Privat-Buchführung für Chef, Comptoir und Lehrling. Wichtige Tabellen und vieles andere. Adresse bitte genau. Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach“, Wien.

Damenkleiderstoffe (eigene Fabrik) in den neuesten Dessins und Farben zu bedeutend herabgesetzten Preisen im belieb. Meterzahl od. Maß auf Wunsch frei. 1309 Carl Dehnert, Gera, Thür.

Tamarinden-Conserven. allein. Verfort. Apoth. KANOLDT, Gotha. Wild- und reißlos wirkendes Abführmittel (gegen Hämorrhoiden, Migräne, Congestionen etc.) — Confitürenform — von angenehmem Geschmack, erfrischend belebend Wirkung auf das Verdauungssystem. Verdauung und Appetit nicht störend, verträglich für den schwächsten Magen. Preis 1 Schachtel 80 Pf. in den Apotheken. Alle Präparate dieses Namens sind Nachahmungen; man verlange ausdrücklich Kanoldt'sche Conserven.

Für Damen Verbesserte Hygiene (Holewolle) Binden, unentzündlich und billige Auslagen, vor Nachahmung geschützt, ärztlich und in Fachkreisen sehr empfohlen. In Cassel, A. L. 80. In Cassel, A. L. 20 pro Dth. Gürtel dazu 60 P. Emil Schäfer, Verbandstofffabrik, Chemnitz.

Stottern wird auf Grund neuer Erfolge u. wissenschaftl. Forschung — laut zahlr. Zeugnisse — sicher u. schnell geheilt. Unterr. individuell. Honorar nach Heilung. 1290 E. u. Fr. Kreuer, Rostock i. M.

Galvanische Niederlichte von den in anderen Journalen „Neuer Land und Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pro Quadrat-Zentimeter abgegeben. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vorm. Eduard Hallberger.

Unseren Abonnenten

offerieren wir zum Einbinden des nun bald vollendeten Jahrgangs 1886

Illustrierten Welt

unserer auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

in englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken

nach neben dargestellter Zeichnung

zu dem sehr billigen Preise von nur

1 Mark 70 Pf. pr. Stück.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch der Eingangszoll.)

Es ist dadurch jedem freundlichen Leser der „Illustrierten Welt“ die gewiß erwünschte Gelegenheit geboten, sich mit ganz geringen Kosten das schöne Werk durch einen höchst geschmackvollen Einband für die Dauer zu erhalten und seine Bibliothek um einen wahren Prachtband zu bereichern. Der billige Preis ist nur durch die Herstellung einer sehr großen Partie ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen auf diese schöne Decke an, ebenso vermitteln sämtliche Journal-Expeditionen, Buchbinder, Kolportage, Ansträger und Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Beforgung.

Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Dieselbe wird auf Wunsch gegen frankierte Einblendung des Betrags auch von der Verlags-Handlung direkt geliefert.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch in ganz anderer Ausführung angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die von der Verlags-Handlung angekündigte Einband-Decke verlangen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des direkten Bezugs von der Verlags-Handlung offen.

Zu den früheren Jahrgängen können jederzeit ebenfalls noch die Decken bezogen werden.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte gleich ein Bestellchein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt und der betreffenden Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man den Jahrgang 1886 bezieht, zugesendet werden wolle.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

